

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Die milde Gabe.

(Mit einer Abbildung.)

I.

„Wir haben nichts für Sie, Fräulein... gar nichts... Kommen Sie nächstens wieder vorbei!“

Hyacinthe Havel beugte den Kopf und ging hinaus.

Wie oft hatte sie ihn in diesem unendlichen Morgen gehört, diesen banalen Satz, der ihre Hoffnungen zerstörte. Und die ihn ausgesprochen, ahnten nicht, wie grausam er für sie war!

Nun ging das Mädchen, müde und langsam, die Rue La Chaise entlang bis zum Gartenplatz des Bon-Marché. Dort ließ sie sich abseits auf einer Bank nieder, um auszuruhen und ihre Gedanken wieder zu ordnen, die durch die stetig sich wiederholende Enttäuschung verwirrt waren.

Überall war's also dasselbe! Alle diese Agenturen, diese „Werke“, die sich mit dem Stellennachweis befassen, wiederholten um die Wette die gleiche entmutigende Verneinung, die Unmöglichkeit, den Bissen Brod zum Leben zu verdienen! Und das unbestimmte, konventionelle Versprechen, mit dem man jedesmal entlassen wurde, wirkte um so ironischer, als es immer unerfüllt blieb und auf Zeiten hinausgriff, die der Geist sich nicht vorzustellen wagte!

„Wiederkommen“, das war leicht gesagt! Aber je mehr Zeit verrann, desto schwächer wurden die praktischen Mittel, desto mehr verbrauchte sich das Wenige, was sie auf ihren Gängen nöthig hatte. Während sie voranschritt, betrachtete Hyacinthe mit Wehmuth unter dem Raude der kaum noch für einige Tage angängigen Robe den kleinen durchweichten Stiefel, dessen Sohle hin und her pendelte und jeden Augenblick losfallen konnte.

Und nichts, gar nichts ließ sie einen besseren Morgen erhoffen.

Seit zwei Monaten hatte sie die Stellung einer Klavierlehrerin in einem Pensionat auf dem Lande eingebüßt, und noch war es Hyacinthe trotz ihrer Anstrengungen und ihrer fortwährenden Stellengesuche nicht möglich gewesen, einen ähnlichen Platz zu finden oder auch nur die Gelegenheit Unterricht zu geben, um die mehr und mehr schwindenden Mittel zu ersetzen. Gerade heute hatte sie die Miethe für ihr kleines Zimmer auf 14 Tage vorausbezahlt, jetzt blieben ihr noch 40 Franken, zwei Goldstücke, die ihre Hand in der Tasche fühlte, auf dem Grunde der engen Börse, die sie nur mit Bedauern jedesmal hervorzog, wohl ahnend den schrecklichen Augenblick, wo sie leer sein würde. Was dann?...

Mein Gott! Wie unverständlich ist das Leben, und wie hart für die Jugend, die einsam steht auf dieser Welt!...

Die Laternen waren noch nicht angezündet; Hyacinthe blickte um sich und gewahrte mit Schrecken, daß sie allein war an diesem öden Ort, der sich in ein unbestimmtes, beunruhigendes Dunkel hüllte.

Während sie so trüb vor sich hin träumte, überließ es sie kalt; fröstelnd erhob sie sich und schickte sich an, die Richtung nach der Rue de Sévres zu nehmen, deren erleuchtete Läden das Gefühl von Wärme und gastfreundlicher Behaglichkeit vorgaukeln, als an ihrer Seite ein Schatten in die Höhe schoß.

„Fräulein, ich...“

Hyacinthe war auf dem Sprunge, die Flucht zu ergreifen, wobei sie aber unwillkürlich den Sprecher anstarrte. Und beim letzten Licht des sterbenden Tages konnte sie einen jungen Mann unterscheiden, der bis ans Kinn in einem zugedöppften, fadenscheinigen, aber sauberen Ueberzieher steckte; darüber sah sie einen hochgehobenen, willensstarken Kopf, mit großen, grauen, verzweiflungsvollen Augen

unter einer intelligenten Stirn, die eine gerade Nase mit gequälten, abgemagerten Zügen verband. Seine Hand hielt das Mädchen zurück:

„Fräulein, fürchten Sie sich nicht... Aber haben Sie Mitleid! Geben Sie mir etwas, und wäre es noch so wenig, damit ich mir diesen Abend ein Stück Brod kaufen kann... Seit gestern Morgen habe ich nichts gegessen.“

Diese dumpfe, tiefe Stimme, deren stolze Vibrationen den innern Groll über die Demüthigung des Almofens verriethen, berührten Fräulein Havel ganz sonderbar. Sie griff in die Tasche:

„Von Herzen gerne,“ sagte sie, „obwohl ich selber sehr arm bin!“

„Gerade deshalb wende ich mich an Sie,“ erwiderte sofort der eigenthümliche Bettler. „Den ganzen Tag irrte ich schon umher, vom Hunger gejagt, diesem schrecklichen Hunger, der in den Eingeweiden nagt... Gott behüte Sie vor dieser Warte!... Ich wagte nicht zu heischen, ich wußte nicht, wie man bettelt... Dann bin ich hier herein gekommen, in der Hoffnung, die Kinder, die in diesen Alleen spielen, möchten ein Stück Brod fallen lassen, einen Speisereft, irgend was... Aber diese elende Hoffnung wurde enttäuscht! Dann habe ich Sie Platz nehmen sehen auf jener Bank, ich bemerkte, wie sich ihre milden Züge verdunkelten durch die Erinnerung an die materiellen Sorgen, die mir so vertraut sind, und es stieg der Gedanke in mir auf, Sie könnten ein gutes Herz haben... und besser als irgend jemand meinen Kummer begreifen. Seit Sie sich setzten, habe ich mich dort hinten versteckt gehalten, unschlüssig, ob ich mich an Sie wenden sollte.“

Hyacinthe hielt die Börse in der Hand und öffnete sie, während sie, im Herzen gerührt, große Thränen aufsteigen fühlte.

„Sie sind ohne Arbeit? ... Sie haben doch einen Beruf?“ fragte sie. Mit sichtlicher Bitterkeit neigte der Unbekannte das Haupt.

„Nein..“, sagte er. „Es wäre freilich besser für mich... Ich entstamme einer jener alten Familien aus der Provinz, die nur die sogenannten „freien“ Berufe kennen wollen...! Welche Ironie!... Ich bereite mich aufs medizinische Doktorexamen vor... Aber weil ich

arm bin und man doch leben muß, war ich zu gleicher Zeit Unterlehrer in einem Institut... Ach Gott, diese Hölle! wenn mir Einer gesagt hätte, daß ich mich je darnach zurücksehnen würde!... Und doch ist's so!... Man hat mich entlassen mangels an Schülern, und nun bin ich auf dem Pflaster... Heute Abend ohne Brod..., morgen ohne Wohnung... Das ist meine Geschichte.“

Auf dem Grunde der kleinen Börse glänzten zwei Goldstücke unter den erschreckten Blicken des Mädchens. Sie erinnerte sich, daß dies ihre ganze Habe war. Nicht das geringste Kleingeld blieb ihr, um das schreiende Elend dieses Unglücklichen zu lindern!

Aber es gebrach ihr an Muth, um so von dannen zu ziehen und die letzte Hoffnung zu zerstören, die jener auf sie gesetzt hatte. Eine plötzliche Regung menschlichen Mitleids warf sie diesem Elend geradezu in die Arme, das dem eigenen so ähnlich sah. Und mit einem Ungestüm, das sie kaum noch bemestern konnte, reichte sie dem jungen Manne das eine von den zwei Goldstücken hin: „Da!...“ sagte sie, „es ist alles, was ich besitze... Theilen wir!...“

Verblüfft, heftig bewegt zögerte der Fremde: „Ich kann nicht..., ich kann ein solches Opfer nicht annehmen!“

„Doch! Ich bitte Sie... Nehmen Sie... Ich glaube, daß dies uns beiden Glück bringen wird...“

Ihre schönen, reinen, tiefblauen Augen flehten zu ihm, der junge Mann schlug die feinigten nieder, peinlich berührt durch diese unwahrscheinliche, rührende Situation, wo die um Hilfe angegangene darauf bestand, daß man ihr Almofen annehme, während der Bedürftige sich weigerte.

„Es sei!“ beruhigte er sie. „Und möge Ihr Wunsch sich erfüllen!... Aber lassen Sie mir Ihre Adresse zurück, damit ich eines Tages die Freude habe, meine Schuld abzubezahlen.“

Fräulein Havel war schon davongelaufen, sie wollte das schmerzliche Verdienst des guten Werkes ganz für sich behalten.

„Nein, nein!“ rief sie. Leben Sie wohl!... Leben Sie glücklich!...“

Er lief ihr nach:

„Fräulein, sagen Sie mir, wie Sie heißen, ich bitte Sie darum!“

Sie lehrte sich ein wenig um und flüsterte mit einem leuchtenden Lächeln:

„Ich heiße Hyacinthe.“

Dann verschwand sie nach der Rue Sèvres hin, wo sie sich unter den unbestimmten Schatten verlor, die in der Nacht circuliren, während der junge Mann unbeweglich am selben Orte stehen blieb.

„Hyacinthe... der Name einer Blume,“ stammelte er; „ich werde ihn nie vergessen...“

Eine Brise, ein Hauch, wie er durch die Frühlingsdämmerung irrt, trug diesen Seufzer zu den Ohren von Hyacinthe, die noch nicht weit war; sie lächelte aufs Neue, voller Vertrauen und seelischer Freude, sie fürchtete die Zukunft nicht mehr, fand das Leben schöner und die Armuth leichter.

II.

Unter dessen schien sich ihre Prophezeiung lange nur halb zu erfüllen, und die Wohlthat nur dem zu nützen, der sie empfangen hatte.

Während das Mädchen die Last ihres Elends dahinschleifte, von der Hand in den Mund lebend, je nach dem Hin und Her der traurigen Stellungen, die sie ebenso schnell wieder verlor, als sie erlangt waren, legte der ihrer Nächstenliebe Verpflichtete die Grundlage zu einer sicheren Existenz, als hätte ihm der Wunsch der zufällig getroffenen Mit-schwester in der Armuth wirklich die Thür zum Glück geöffnet.

Als er Hyacinthe aus dem Auge verloren hatte, lief Pierre Dagerol eine Zeit lang durch die Straßen, wie ein Betrunkener, in einem Maße gerührt und tief bewegt, wie er es noch nie empfunden hatte, es ließ ihn jetzt fast den Hunger vergessen. Er war zugleich glücklich und verwirrt über die Umwälzung in seinem Innern, die mit seinen moralischen Gewohnheiten, wie mit den Vorsätzen, die er genommen, ganz im Widerspruch stand; von den letztern mochte er sich ebensowenig lossagen, wie von diesem unbeugsamen Etwas, das auf dem Grunde seines Charakters schlummerte.

Von Haus aus zurückgezogen und stolz, aber frei und frank, hatte er geflissentlich einen Panzer um seine Seele gelegt, die er absichtlich in der trockenen Alltäglichkeit abhärtete,

um in ihr die intensive Sensibilität zu vernichten, welche in dem harten Kampf ums Dasein die Hindernisse nur vergrößern konnte. Wenn es wahr ist, daß wir in uns sowohl unsere heftigsten Feinde tragen wie die besten Elemente des Erfolges, so glaubte er Recht daran zu thun, indem er sich ein für alle mal von der leichten Nührung oder der überflüssigen Vertrauensseligkeit fern hielt; ja, er freute sich darüber und opferte aus freien Stücken dem Ideal des „starken Geistes“ die reinsten Freuden, die zu genießen unserer ewigen Melancholie hienieden zu bescheiden ist. Und siehe da! Alle seine wissenschaftlichen Berechnungen hatten durch einen wunderbaren Zufall fehlgeschlagen! Das Gebäude seiner strengen geistigen Leitsäge fiel in Trümmer beim ersten Laut einer süßen Stimme, das mit Mißtrauen gestickte Netz zerriß, wurde zu nichts beim Anblick zweier klaren Schmeichel-Augen, die so tief blau waren, wie seltene Blumen, die der Thau genekt hätte.

Daß er an einem trostlosen Abend die Güte angetroffen hatte in der unvergeßlichen Gestalt einer Frau, das machte ihn so unbeschreiblich aufgeräumt und froh! Er fühlte, wie sich in seinem Innern eine geheime Quelle von Süßigkeit und Zärtlichkeit aufthat, die nicht mehr versiegte.

Er ging gerade aus, sein Blick suchte eine bescheidene Wirthschaft, wo er seinen Heißhunger stillen konnte. Doch vermochte er sich, trotzdem ihn der Magen quälte, nicht zu entschließen, irgendwo einzukehren, so schwer kam es ihm an, das Zwanzig-Frankenstück zu wechseln, das in seiner Dankbarkeit einen unschätzbaren Werth, und gewissermaßen den Charakter eines kostbaren Talismans bekam.

Während er diesen Aberglauben verspottete, der seinem positiven Wesen ganz fern lag, rannte er gegen einen von der entgegengesetzten Seite im Laussschritt herkommenden jungen Mann, dessen breitkrämpiger Hut im Winde wogte.

„Sieh' mal da! Du bist's?“ rief der Fremde erfreut aus, als er des andern ansichtig wurde.

„Ich komme gerade von Deiner Wohnung... Die Pförtnerin sagte mir, sie wüßte nicht, wann Du zurückkäms, und ich langweilte mich, ach ich sage Dir!“

Pierre Dagerol lächelte nachsichtig über diesen Redefluß.

Der Ankömmling, Maxim Saint-Hyacinthe, einer seiner Freunde aus dem Mittägischen, wie er, war ein guter Kerl in des Wortes wahrer Bedeutung, dienstfertig, in die besten Kreise eingeführt, reich, wenn auch oft ohne Geld, ein „Sieb“, wie man sagt, und ein Original im höchsten Grade.

„Was willst Du denn?“ erkundigte sich Dagerol.

„Du wirst es gleich erfahren... Ich habe was für Dich, mein Alter!... Aber wo gehst Du hin?“

„Zum Essen...“

Saint-Hyacinthe klopfte sich triumphierend auf den Magen.

„Macht sich vorzüglich,“ sagte er. „Ich lade Dich ein!... Mein Vater hat eine Anstrengung gemacht!... Aber wir reden davon besser vor einem einladenden Diner...“

Pierre machte keine Anstalten. Glücklicherweise, daß er den süßen Fetisch intakt behalten konnte, ließ er das Goldstück in die Westentasche gleiten und folgte ohne Widerstand dem fröhlichen Gastgeber, der den Arm um den seinen schlang und ihn nach einem jener großen Cafés zog, wo man soupirer kann.

Voller Begierde zu wissen, und in der dunklen Hoffnung auf irgend einen Ausweg aus seiner peinlichen Lage, fragte Pierre sofort, als er die Serviette ausgebreitet hatte:

„Nun, Maxim, thu nicht so geheimnißvoll! Was hast Du mir zu sagen?“

„Nur sehr Gutes!“ versicherte der Student, der mit der Zunge schnalzte vor lauter Begierde. „Wunderbar, diese Suppe, nicht?“

Pierre Dagerol verbarg seine Ungeduld: „Sie würde mir noch besser munden, mein Lieber, wenn ich Dich erzählen hörte...“

„Da sieh mal Einer her! Bei Gott, ja, Du bist vom Süden her, armer Junge,“ lachte Saint-Hyacinthe... „Du läßt Dich gleich hinreißen! Man muß warten können, zum Kuckuck! Das ist gerade die Lieblingsstaktik der großen Staatsmänner: „Die Zeit und ich, Du kennst das!“

„Verd... Schwäger,“ murrte unwillkürlich Dagerol, der sich im Aerger vergaß.

„Donnerwetter!... So dankst Du mir?“

rief Maxim aufspringend. „Ein Glück für Dich, daß ich ein Schwäger bin!... Wenn Du mich anhören wolltest...“

„Wie!“ protestirte Pierre, „ich thue ja nichts anders, seit...“

„Nun gut!“ unterbrach ihn der andere lachend, „ich will Dir schlagfertig beweisen, daß mein Geschwäg, wie Du sagst, Dir glücklich geholfen hat... Stelle Dir vor, ich war gestern auf einer kleinen Soirée, die Herr Dulac, unser beliebter Senator, für engere Kreise veranstaltete... Man sprach von der außerordentlichen Ueberfüllung aller freien Berufe, von den Anstrengungen, welche die Verdienstvollsten machen müssen, um ihr Leben zu fristen, ohne daß ihnen dies stets gelingt... Diese gelehrten Betrachtungen und viele andere, mit denen ich Dich verschone, trafen so sehr für Deinen speziellen Fall zu, mein lieber Gelehrter...“

Pierre bewegte den Kopf, seine Bescheidenheit lehnte sich dagegen auf, aber der Sprecher fuhr mit um so größerem Ungestüm fort:

„Doch, doch! Das bist Du, ein Gelehrter, ein „Blüffler“, und ich bewundere Dich um so mehr, als ich unwissend und faul bin!... Du siehst, daß ich mich nicht schone, nicht wahr?... „Erkenne Dich selbst!“ sagt der Weise...“

„Zur Sache, zur Sache!“ bat Dagerol.

Saint-Hyacinthe schwang die Gabel. „Aber ich bin doch bei der Sache!... Ich bin just in der Mitte der Frage!... Also, ich horchte auf bei diesen Betrachtungen, die auf Deinen Fall zugestutzt schienen und konnte nicht umhin zu versichern, daß auch ich auserlesene Geister kenne, die infolge der Ueberfüllung der verfügbaren Stellen oft dazu verurtheilt sind, ihren Broderwerb in niederen Plätzen zu suchen, hundertmal geringer als ihre Fähigkeiten. Und zum Beweise dieser Behauptung zitierte ich meinen besten Freund — Hut ab! — eine medizinische Autorität der Zukunft, der überglücklich war, einen magern Posten in einem Institut zu versehen, damit er leben und seine Studien fortsetzen konnte, und ich fragte die „ehrenwerthe Gesellschaft“, ob es keine Schande wäre, daß ein Kerl von Deiner Güte, nachdem er diesen bescheidenen Posten verloren, absolut nichts aufreiben konnte. Alle stimmten mit überein, und getrieben von



„Da!..“ sagte sie, „es ist alles, was ich besitze... Theilen wir!..“

einer unbestimmten Hoffnung hörte ich nicht sobald auf, von Dir zu reden... Man hörte mich an... Wenn ich einmal losgehe, dann ist's nicht so leicht, mich anzuhalten..."

"Ich weiß es wohl..."

"Bedaure Dich, ich rathe Dir's!... Ich habe so kräftig Dein Lob gesungen, daß meine Zuhörer die Ueberzeugung gewannen, Du seiest ein wahrer Phoenix... Und als ich, außer Athem, inne hielt, trat der Herr des Hauses, ein stiller Wohlthäter, der mit ganzer Aufmerksamkeit meinen Darlegungen zugehört hatte, auf mich zu, und erkundigte sich, ob Du gewillt wärest, seinem Nefen wissenschaftlichen Unterricht zu geben... Gehalt 300 Franken... Man erwartet Dich morgen, um das Geschäft abzuschließen... Wirst Du nun wieder sagen, daß ich von allem und jedem schwäze?..."

Pierre reichte dem Freund über den Tisch die Hand.

"Ich danke Dir, mein Lieber!" sagte er tief bewegt, "Du hast ein gutes Herz!"

"Na, was hab' ich gesagt?" lachte der andere mit komischer Genugthuung. Und nun ging's los. Er konnte lange reden, ohne daß ihn Pierre unterbrach. Der hörte ihn nicht mehr. Glücklich, wie er sich nicht erinnern konnte, jemals gewesen zu sein, verfolgte er eine unbeschreibliche innere Vision, in welcher er unauslöschlich die delikaten Contouren eines reizenden Gesichtchens in seine Seele zeichnete, das er fürderhin unter allen erkennen würde, die Linien einer schlanken Frauengestalt, die er nun, um seine Schuld abzubahlen, unter allen Frauen suchen würde.

III.

Von der drückendsten Noth befreit, stieg Pierre Dagerol schnell die Stufen zum Reichthum empor, und der Ruhm stellte sich als Zugabe ein.

Ihn schmückte der Dokortitel der Medizin, seine Leistungen waren so brillant, daß sie selbst den widerstrebenden Examinatoren Bewunderung abrangen und die Aufmerksamkeit der Kreise auf ihn zogen, in denen er nun leben wollte, und er gab sich völlig seiner großen Leidenschaft hin, der Wissenschaft, die ihren Stolz drein zu setzen schien, nicht undankbar zu sein. Seine hervorragenden Arbeiten, und

ferner seine Entdeckungen, die er der Akademie mittheilte, machten Aufsehen in der ganzen Welt. So zog Pierre Dagerol mit dem Nimbus einer frühzeitigen Autorität alsbald die reichen Klienten an, die mit dem Geld den Ruf bringen. Zahlreiche Kuren, darunter einige an fürstlichen Personen, machten ihn berühmt, und so schritt er einher in dem herrlichen Storienschein eines Wohlthäters der Menschheit.

Noch waren keine zehn Jahre verflossen, seit wir ihn im Garten des "Bon-Marché" verzweifeln und Hungers fast sterben sahen, und schon war er Professor an der medizinischen Fakultät, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Chefarzt eines der größten Spitäler von Paris.

Trotzdem schien er auf dem Gipfel seiner Laufbahn nicht glücklich. Die Kranken wie die Schüler und Angestellten seiner Klinik fürchteten und verehrten ihn zugleich. Man fürchtete seine finstere Laune und seine brüste Verstimmung, man liebte seine gewissenhafte Sorgfalt, sein spontanes Mitleid, den eigenthümlichen Eifer, mit dem er sich über die bleichen Gesichter der jungen Mädchen beugte, um sich dann mit einer müden Geste, und wie entmuthigt, davon abzuwenden.

Ein Geheimniß schwebte offenbar über dem verdienstvollen, arbeitsreichen Leben dieses Glücklichen.

Und die reichen Damen, die er rettete, wie die armen Frauen, die er dem Tod mit einer Erbitterung abstritt, als hätte es sich um irgend eine geheime Verpflichtung gegenüber dem Geschlecht der Schwächlichen und Guten gehandelt, — alle wußten sie, daß die beste Art ihm zu danken und das einzige Mittel, ein Lächeln auf die strengen Lippen zu zaubern, darin bestand, ihm einen Strauß blauer Hyacinthen zu bringen... diese schlichten Blumen, die immer auf seinem kostbaren Arbeitstisch stehend, ihre Kelche öffneten, wie zarte Augen...

IV.

"Herr Professor," sagte die Wärterin dem Doktor Dagerol, der seinen Tagesbesuch machte, "wir haben eine neue Kranke... dort, Bett 24... Eine von denen, die Sie interes-

siren... 27 oder 28 Jahre, hübsch, zart, durch Entbehrungen und Leiden geschwächt... Ihr Leben scheint nur noch an einem Faden zu hängen..."

Aufrecht, am Eingang des Saales stehend, horchte der Gelehrte auf, inmitten einer dichten Schaar von Schülern, Internen und Externen.

Sofort wandte er sich unter dem mächtigen Impuls, der ihn den weiblichen Leiden zutrieb, dem bezeichneten Bette zu. Schon hatte er die Hand am Vorhang, da trat, erröthend, ein schwächliches Mädchen vor.

"Herr Professor," stammelte sie mit vor Erregung erstücker Stimme, "ich bin's, Mademoiselle... Sie haben mich so gut besorgt!... Ich gehe heute fort, und ich will Ihnen sagen, wie dankbar ich Ihnen bin... Gestatten Sie, daß ich Ihnen..."

Und sie überreichte ihm ein Sträußchen kleiner Blumen von einem leichten Violett überflogen.

"Hyacinthen!" rief er aus, während sein Gesicht sich aufhellte. "Ich danke Dir, mein Kind."

Der Klang seiner Stimme verrieth eine unbeschreibliche Güte. Die Kleine ging ganz glücklich davon, während eine Wärterin den Strauß den Händen des Professors entnahm. "Hyacinthe!" flüsterte dieser vor sich hin, als sich vom Bett her, wo die Gruppe stand, eine schwache, wie aus der Ferne klingende Stimme hören ließ:

"Hyacinthe?... Ich bin's. Ich heiße Hyacinthe..."

Der Professor zog so heftig an dem Vorhang, daß er ihn zerriß.

Ohne darauf zu achten, beugte er sich über den fast leblosen Körper und forschte eifrig in den Zügen eines kleinen, fahlen, eingeschrumpften Gesichtes, das vom Leiden so abgemagert war, daß es der andern Erscheinung gar nicht mehr glich, deren Umrisse Pierre in seinem Herzen bewahrte... Eine furchtbare Angst schnürte ihm die Kehle zu. Wenn sie's nicht war?...

Aber dieser Name, dieser seltene Name!...

Jetzt schlug die Kranke die Augen auf, große Augen, in denen Thränen glänzten, blaue Augen, gleich den Blumen, die die Wärterin am Fußende des Bettes in den Händen hielt.

Und der Professor erzitterte, während er sich tiefer über das Mädchen beugte, die fast unhörbar, im Fieber redete:

"Es war an einem Abend... Da sagte er mir: „Hyacinthe... ein Blumennamen... ich werde ihn nie vergessen!“ Ich habe ihn nicht mehr gesehen... Vielleicht ist er gestorben... Ach!... Hyacinthe, es ist ein schöner Name!... Ich auch, ich werde nun sterben..."

Pierre schnellte zurück; er mußte sich Gewalt anthun, um nicht in Thränen auszubrechen.

Sie war's! Sie!... Sterbend vor Glend und Hunger, ohne Zweifel!... Ach! Seine ganze Wissenschaft hätte er daran gegeben, um ihr Leben zu erhalten!...

Als die Schüler sahen, wie der Meister sich der Kranken annahm und sie alle mit brüster Bewegung wegschickte, zogen sie sich verblüfft zurück, sich fragend, ob der große Gelehrte nicht verrückt geworden sei...

V.

Im Salon von Herrn Dagerol sieht man, gleich beim Eintritt, einen blendenden Rahmen, aber wunderbarer Weise kann man nicht unterscheiden, welches Gemälde er einfaßt. Aus der Nähe besehen, besteht das Gemälde aus einem kostbaren Stoff, der ein Goldstück umgibt, ein banales Zwanzigfrankenstück.

Aber dieses hat eine tiefere Bedeutung.

Pierre hat seine Schuld bezahlt: Nachdem er sie dem schon halb geöffneten Grab entrisen hatte, gab er Namen und Ruhm derjenigen, die, selbst ein armes Mädchen, an jenem Abend voller Verzweiflung so barmherzig an ihm gehandelt hatte. Und beide wollten das Andenken an das Amosjen verewigen, das für sie gewesen war, was wir hienieden alle erwarten und erhoffen: des Glückes milde Gabe.

Starke Bedenken. — Ein sehr dicker Rentier besichtigt mit seiner ebensolchen Gemahlin seinen Neubau. Baumeister: "Schön sind die Parkettböden! Selt, Herr Quasterl?" — Quasterl: "Ja — dös schon! Aber was fällt Ihnen denn ein, so kleine Quadrateln z'legen, auf solch' einem Ding hat doch Keiner von uns Platz!"

Der Finger der Todten.

Schon 12 Stunden lag sie aufgebahrt, schon 7 Stunden in der Familiengruft!

Das bretonische Dörfchen Cherrueix stand noch ganz unter dem Eindruck dieses frühen Todes, der ihm so unerwartet seine Wohlthäterin, die Gräfin von Bille-Messac, entriß. Es gab keine arme Fischerhütte in dem an einer Ausbuchtung des Meeresufers malerisch gelegenen Weiler, wo man nicht von der 28jährigen Dame sprach, die man am Morgen auf den Friedhof geleitet hatte. Ueberall bedauerte und beweinte man sie. Denn sie war sehr beliebt, auf ihren Leichenstein hätte man die Worte der Kirche schreiben können: „Transiit benefaciendo“ (Der Tod überraschte sie beim Wohlthun). Das Schloß derer von Bille-Messac war mit dem Kirchplatz des Dorfes durch eine schöne Kastanienallee verbunden, die wohl 1 Kilometer lang war und als Bindestrich zwischen dem weltlichen und dem christlichen Leben erschien, zwischen Schloß und Kirche. Rings herum sah man nichts als eine etwas wilde Gegend, deren Pflanzenwuchs unter der Einwirkung der stets salzigen Atmosphäre kräftig gedieh.

Es war Mitte November, bei heftigem Wind. Die Hütten des Weilers schlossen sich nach und nach. Da und dort sah man einige blasse Lichtlein durch das Dunkel der Nacht stechen, die längst herabgesunken war. Von Zeit zu Zeit ging eine Thüre auf gegen die gepflasterte Straße, und man hörte ein Geräusch von Holzschuhen, das alsbald wieder verstummte; dann versiel wieder alles jener absoluten Ruhe der großen Stille, die beherrscht wird von dem Murmeln des aufsteigenden Meeres, das in langgezogenen Klageklängen senft, wie ein verliebtes Wesen. Das aufmerksame Ohr vernahm dann und wann den düsteren Schrei der Wettervögel. Dieser legendenhafte Schrei läßt dem Uferbewohner sagen, die beflügelten Nomaden der Lüfte, die Vorläufer des Sturmes, verlangten Gebete für die armen Seeleute.

So legte sich also Cherrueix schlafen in dieser täglichen Unruhe, welche die trüben Tage von den Tagen des Unwetters trennt, die einzigen, die blickende Arabesten auf die

schläfrige Eintönigkeit der Monate und Jahre sticken. Die Tage folgen sich während eines Menschenlebens im nämlichen Nebel, in dem das Leben von ungefähr sich hinzieht zwischen der steigenden Welle, der mit Regen gesättigten Wolke und dem Sonnenschein, der das durch See und Sturm angerichtete Unheil wieder gut zu machen hat. Jeder Tag bringt die gleiche Aufregung, geht durch denselben Sieb.

An jenem Abend sprach man vor jedem Herdfeuer von der Todten. In der Stadt schreibt sich die Geschichte mit der Feder, auf dem Dore auf dem Wege der Ueberlieferung. Jetzt besprach man den für Viele unerhörten Fall, daß die Gräfin von Bille-Messac den Wunsch geäußert hatte, mit den Edelsteinen begraben zu werden, die sie an ihrem Hochzeitstage trug.

Und dieweil der Teufel die Partie nie verloren gibt, wo sie auch immer gespielt werden mag, erhob sich inmitten des allgemeinen Bedauerns über den Tod der Gräfin ein Streit.

„Hätte sie nicht ihren Schmuck den Armen vermachen können, anstatt ihn dorthin mitzunehmen, wo man nichts mehr braucht?“

„Wozu dient ein ganzes Leben anders, als um ein Hemd zu gewinnen?“

Man sagte auch, die Todte sei guter Hoffnung gewesen. Aber man war dessen nicht sicher. Es war eines jener Gerüchte, wie es ihrer so viele gibt; die einen nehmen sie unbesehen auf, die andern bleiben gleichgiltig.

Das Schloß, im römischen Stile erbaut, erhob sich finster am Ende der Allee. Im Innern des mittelalterlichen Wohnsitzes erstickten die Geräusche des Tages. Es mochten zwei Stunden vorbei sein, seit die Räder der letzten Wagen, welche die von den umliegenden Schlössern hergekommenen Gäste zurückführten, über den Sand knirschten. Einzelne waren jedoch im Schloß zurückgeblieben: die Verwandten zunächst und dann jene, die aus der Ferne herbeigeilt kamen. Dort hatte das muntere Leben, jedenfalls wegen der besondern Umstände und der Ueberfüllung mit Bewohnern, nicht aufgehört.

Wenn die arme Todte, die jetzt eiskalt im Sarge lag, in ihr Schloß zurückgekommen wäre, hätte sie den Tisch hergerichtet gesehen

in der Mitte des Speisesaales, wo die großen Leuchter brannten und das mit Holz gefüllte Kamin einen behaglichen warmen Schein auf die weiße Wäsche und das glitzernde Silberzeug warf. Einen Augenblick hätte sie glauben können, sie sei vergessen; und doch war sie gar noch nicht lange fort, im Sterbezimmer konnte nur wenig verändert sein.

Aber wer ist jemals zurückgekommen, um zu sehen, was zu Hause vorgeht, wenn er, mit dem hölzernen Kleide angezogen, in die Gruft von Lehm, Marmor oder Gyps versenkt war, die man eigens für ihn gegraben hatte!

Um dieselbe Zeit saß in einer kleinen, einsam stehenden Hütte am obersten Ende des Dorfes ein Mann — es mochte ein Vierziger sein — vor dem Herdfeuer und sah schweigend dem Holz zu, das sich in Asche verwandelte. Plötzlich erhob er sich, schaute sich einige Male im ungedeckten Raume um, der ihm als Obdach diente, und öffnete eine Thüre, die auf eine Art Speisefeller hinausging. Dort nahm er einen Hammer, einen Schraubenzieher und einen Kaltmeißel, steckte alles in einen linnenen Matrosenkittel und griff nach einem Karst.

Die Frau war dabei beschäftigt, die Kinder zu betten.

Er setzte eine Mütze mit Ohrklappen auf und schickte sich an, hinauszu gehen.

„Wo gehst Du hin?“ fragte das Weib.

„Die Wäsche ausbreiten,“ antwortete er.

In der That legte er ein paar Pfahlhölzchen zu dem Werkzeug, mit denen die Fischer am Meeresufer bei niederer See die Wäsche auf dem Sand fixieren. Dann zündete er eine kleine Laterne an und versah sich mit Streichhölzchen. Die Thüre knarrte in den Angeln, der Mann sah zuerst nach, ob sich niemand auf der Straße befand, dann trat er hinaus.

Er lenkte seine Schritte dem Meere zu; die See war schon sehr zurückgegangen und hinterließ eine weite Düne. Als er ungesähr fünf-hundert Schritte zurückgelegt hatte, machte er Halt. Man vernahm kein Geräusch als dasjenige des Meeres. Er steckte gewissenhaft die Pfähle und ging zurück ans andere Ende des Dorfes. An den Ausgang der Hauptstraße

angekommen, wo man auf den Kirchplatz sah, inspizierte er die umliegenden Häuser. Die Lichter waren fast alle gelöscht. Kaum zwei oder drei Lichtstrahlen sah er durch schlecht gefügte Läden schimmern.

„An's Werk!“ sagte er.

Er dämpfte den Schritt soviel als möglich, und wandte sich dem Kirchplatz zu, wo auch der Friedhof lag, getreu der alten Sitte, die Verstorbenen um den Ort des Gebets herum zu betten: so bleiben sie dem Andenken der Passanten und Gläubigen immer empfohlen. Er überstieg die kleine Mauer, die um diese Ecke geweihter Erde herum lief und ging der Gruft zu, in welcher die Herrin von Cherrueix ruhte. Die Familiengruft derer von Bille-Messac, im Uebrigen sehr einfach, war das einzige Denkmal des kleinen Gottesackers. Sie enthielt nur drei Särge, denjenigen der alten Freifrau von Bille-Messac, den ihres Gatten und endlich den der jungen Gräfin, der erst an diesem Tage hinabgelassen worden war.

Der Fremde, der niemand anders als der Todtengräber war, stieß die halb offene Thüre vollends auf und schloß sie hinter sich ab; jetzt befand er sich allein mit den Särgen, die dort auf den Steinplatten standen. Die zwei ersten waren versiegelt, der letzte noch nicht.

Der Todtengräber stellte die brennende Laterne in die Höhe, auf einen an dem Strebebalken angelehnten Balken. Er befreite den Sarg von den des Morgens niedergelegten Kränzen und zog ihn mit Hilfe der in der Gruft befindlichen Dielen und Bohlen gegen sich. Er war noch gerade so, wie vor wenigen Stunden. Der Deckel war angeschraubt; aber mit seinen Instrumenten hatte ihn der Todtengräber bald gehoben.

Ein weißes Leichentuch hüllte die Todte völlig ein, deren Kopf auf einem Satinkissen ruhte.

Als er das Leichentuch berühren wollte, schauerte er zusammen; einen Augenblick hielt er inne in der leichenschänderischen That, die er begonnen. Die qualmende Laterne warf ihren Schein auf das Leichentuch, das sich eng an den todten Körper schmiegte.

„Warum hatte man auch gesagt, die Gräfin werde sich mit ihren Schmucksachen begraben lassen? ...“

Er schlug das Tuch zurück und sah die Todte eigenthümlich bleich, aber ohne einen einzigen bläulichen Fleck in dem Marmorgesicht.

Sie hielt die Hände über der Brust gefaltet. Man hätte glauben können, sie schlafe.

An ihren Fingern glitzerte der Trauring und ein von Brillanten eingeschlossener Smaragd. Das Talglicht der Laterne ließ die Steine erglänzen. Ermuthigt durch diesen Anblick, fand der Eindringling sein kaltes Blut wieder, er ergriff der Todten Hand, um die ersehnten Ringe zu nehmen. Der Arm war steif, aber er zog ihn lebhaft an sich, denn es hatte Eile. Er nahm den Finger in die Hand und suchte die Ringe abzustreifen.

Vergeblich! Der Trauring, der kleiner war, als der Smaragdring, ging nicht vom Platze. Er machte eine solche Anstrengung, daß der Finger aus dem Gelenk gerieth, aber es genügte nicht. Das unsichtbare Hinderniß verstärkte seine Gier und machte ihn rasend.

Schließlich war es doch zu dumm, so viel gewagt zu haben für nichts und wieder nichts!

Er langte nach der Laterne und stellte sie auf die Leiche hin, dann zog er ein Messer hervor. Das Messer schnitt wohl schlecht, aber er konnte einen kurzen Schnitt machen und den Finger brechen, wenn's Noth that. Zuerst galt es, das Fleisch anzuschneiden.

Er legte also den Finger, den er abschneiden wollte, auf den Sarg, zog ihn von der Hand weg, setzte darunter, an der Stelle des ersten Gleiches das Messer an, und, indem er alle Kräfte zusammennahm, wie ein Mann, der einen Ast mit einem Ruck abschneiden möchte, schnitt er heftig um den Finger herum...

Raum war die Klinge eingedrungen, als ein schriller Schrei ertönte!

Die Frau, die im Sarge lag, reckte sich in die Höhe, und das Blut träufelte auf das Leichentuch.

Bei dem Schrei, und als er den Leichnam sich erheben sah, an den er seine verbrecherische Hand gelegt hatte, wurde der Dieb von Schrecken erfaßt; wie besessen warf er Messer und Laterne zu Boden und schnellte zur Gruft hinaus, bleicher als die Todte, die zu berauben er gekommen war.

Er sprang über die kleine Kirchhofsmauer und lief auf der Dorfstraße dem Meere zu.

War es nur ein Gaukelspiel? Er glaubte sich verfolgt von der Todten. Trotz des Nordwinds der gerade blies, fühlte er, wie seine Haare in kaltem Schweiß an den Schläfen klebten.

So entschlossen man auch sein mag, der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit Trotz zu bieten, jeder Mensch, wer er auch immer sei, wird durch alles, was an's Uebernatürliche grenzt, innerlich beiührt. Nun war der Todtengräber gekommen, um ein Grab zu schänden, indem er den Tod selber zu bestehlen trachtete, und er hatte den Leichnam vor sich erheben gesehen! Das Leben war plötzlich, vielleicht für einen Augenblick nur, zurückgekehrt, und hatte die sterbliche Hülle erfüllt, um ihn zu strafen.

Lange rannte er am Gestade hin und her, wie ein Wahnsinniger, ohne zu wissen, wohin. Dann sammelte er allmählig seine Gedanken und fürchtete er sich nicht vor der unsichtbaren Gerechtigkeit, die ihm den Schrecken eingejagt hatte, — denn das Geipensit verfolgte ihn nicht mehr, — aber vor der menschlichen Gerechtigkeit, die sein Verbrechen entdecken würde. Der unsichtbaren Gerechtigkeit, die von Gott ausgeübt wird, kann man nicht entgehen, sie erreicht den Schuldigen stets; hingegen gelingt es oft, derjenigen der Menschen zu entweichen, sei es durch die Flucht, sei es durch List. Von diesen Gedanken beherrscht, ging er nach Hause. Die Kinder lagen zu Bett, nur seine Frau wachte vor einer halberstorbenen Mutter.

„Was hast Du?“ fragte diese den Eintretenden.

Die unerwartete Frage machte seine Gesichtsfarbe noch fahler.

Er glaubte sich verloren. Unwillkürlich langte er nach einem Stück Spiegelglas, das neben einem Ball lag, und betrachtete sich. Er bekam Angst vor sich selber.

„Es ist mir kalt,“ murmelte er, „mache Feuer!“

Und wie eine unbelebte Masse, ließ er sich auf einen Stuhl niedersinken.

Während seine Augen auf die sich entzündenden Kohlen starrten, ohne sie zu sehen, horchte er, ob Niemand käme. Sein Ohr war aufmerkamer als sein Blick.

Aber alles blieb ganz stille, Niemand pochte an die Thüre der Hütte. Eine Stunde später

legte sich der Todtengräber zu Bett, zitternd, als wäre plötzlich ein Fieber über ihn gekommen.

Während dieser Zeit kam die Todte, die durch ein schreckliches Attentat dem lethargischen Schlafe entrisen wurde, allmählich zum Leben zurück. Ganz unbewußt dessen, was sie erduldet und der Pfafen, die sie durchgemacht hatte, gehorchte sie dem animalischen Gesetz, das nun wieder in Kraft trat. Die in die Gruft hereinströmende Luft beschleunigte den Lebensprozeß, aber je mehr sie ein lebendes Wesen wurde, desto heftiger quälte sie der Schmerz des angeschnittenen, herabhängenden Fingers. Sie erhob sich aus dem Sarge, in den man sie gebettet hatte, ohne sich freilich schon Rechenschaft darüber zu geben, an welchem Orte sie sich befand. Sie riß ihren armen Körper an den Brettern wund, die dort geblieben waren, um ihre letzte Wohnung zu verschließen, sie strauchelte an den am Boden zerstreut liegenden Backsteinabfällen und gewann so den Ausgang der Gruft. Einmal dort, drang die feuchte, kalte Luft so heftig auf sie ein, durch das eiskalte Leichentuch hindurch, welches sie einhüllte, daß sie beinahe das Bewußtsein verlor. Mit den Füßen stapfte sie über die schmutzige Erde.

Ein vaguer Schein erleuchtete ihr Gehirn.

Wo war sie? Was that sie?

In der Dunkelheit stieß sie mit dem herabhängenden Finger gegen ein Holzkreuz. Der schreckliche Schmerz, den sie darüber empfand, gab sie ganz dem Bewußtsein zurück, und sie stieß einen furchtbaren Schrei aus.

Nichts regte sich im Dorfe.

Sie befand sich also auf dem Kirchhof . . . Aber warum denn, und warum ohne Kleidung zu dieser Stunde?

So kam sie bis zu den Stufen, über die man zum Kirchplatz hinabsteigt. Hier kannte sie sich wieder aus: man ging links, gerade aus lag die Allee, die zum Schlosse führte, in ihr Heim!

Endlich erinnerte sie sich!

Sie war sehr krank gewesen und mit den Sterbsakramenten versehen worden.

Ganz in Schweiß gebadet, vor kaltem Grausen, begann sie zu laufen wie eine Besessene. Einige Lichter warfen vom Schloß her einen trüben gelben Schein in's Dunkel

der feuchten Luft und erschienen wie verwischte Sonnen, deren Licht sich im Nebel zerstreut.

Ihre Natur war erschöpft, aber sie sah immer klarer: sie berührte das Gitter, Gott sei Dank! Denn die Schmerzen wurden unaussprechlich. Sei es, daß die Kälte bis in's Mark durchdrang, sei es, daß sich unter dem Druck der Schmerzen ihr Kopf wieder verwirrte, — sie verlor das klare Bewußtsein dessen, was vorging. Sie ging, wie eine aufgezugene Maschine vor sich hin, deren Feder ihr Ende erreicht hat.

Im Innern des Schlosses gab sich das Leben kund durch tausend verwirrte Geräusche, die bis in den Park und den Ehrenhof hineindrangen. Es war die Stunde des Diners, und der Saal, wie gewöhnlich, beleuchtet, erwartete den Grafen und einzelne Gäste, die zur Leichenfeier gekommen und nicht am nämlichen Tage heimgekehrt waren.

Nichts hatte sich verändert, nur ein Platz war leer. Aber man erwartete niemand . . .

Plötzlich stieß der Kammerdiener einen entsetzlichen Schrei aus. Eben hatte er im Vorhause die Gräfin gesehen, eingehüllt in das Leichentuch.

Auf diesen Schrei hin stürzten andere herbei und ergriffen sofort wieder die Flucht angesichts der Erscheinung,

Das war wirklich der Geist der Herrin, die man des Morgens in die Gruft versenkt hatte! Es ließ sich daran nicht zweifeln, sie hatten's alle gesehen: und das Gespenst verlor sich nicht in der Dunkelheit, da es auf sie zuschritt. Es war also keine Vision. Während die einen schrieken: „Ein Gespenst!“ stieg die Kammerzofe der Frau Gräfin schreckensbleich in das Gemach hinauf, wo sich der Herr befand. Als sie eintrat warf sie das Wort hin:

„Madame!“

Der Graf sah sie an, wie man eine Verrückte betrachtet; dann sah er, wie sie das Bewußtsein verlor und zu Boden fiel.

Eine andere Zofe kam ihr nachgelaufen, auch sie schmetterte durch das Zimmer dasselbe Wort:

„Madame!“

„Seid Ihr denn alle verrückt?“ fragte der Graf.

„Die Frau Gräfin ist da . . .“

„Was sagen Sie?“ bemerkte aufhorchend Herr von Bille-Resfac, der an eine Verwechslung glaubte.

„Da ist die Gräfin,“ rief eine andere Stimme.

„So laßt sie eintreten!“ erwiderte launig der Graf, den der Tod seiner Frau wenig berührt hatte, und der jetzt schon nicht mehr viel daran zu denken schien.

Dieselbe Stimme ließ sich hören:

„Da ist sie!“

„Setzen Sie ein Gedeck mehr auf,“ fuhr der Graf lachend fort, indem er sich schnell auf dem Absatz umdrehte, wie ein Höfling des letzten Jahrhunderts, um sich zu den andern zu gesellen, die wie versteinert dieser unerwarteten Szene zugehört hatten.

Kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, als die Gräfin vor ihm erschien, mit dem blutbefleckten Tuch.

„Ja, mein Freund, ich bin's!“

Erschöpft durch die Erregung und die Anstrengung, die sie der Gang kostete, fiel sie wie leblos nieder.

Als er die wohlbekannteste Stimme vernahm, die wie eine Todtenglocke tönte, stürzte der Gotte mit entfärbtem Gesicht der Unglücklichen entgegen, die ohne Zweifel seinen letzten Sarkasmus vernommen hatte.

Es war keine Hallucination; es war die Gräfin, die in Wahrheit vom Grabe zurückkam, um wieder Besitz von dem Hause zu nehmen, aus dem sie der Tod für immer verbannt zu haben schien.

Alle waren zu Tode erschrocken. Der Tumult läßt sich nicht beschreiben. Niemand wagte sich der auferstandenen Todten zu nähern, die, so schien es jetzt, der Tod von neuem vielleicht, aber für immer, berührt hatte. Mit Hilfe eines Freundes trug der Graf seine Gattin auf ein Bett und war bestrebt, sie zum Leben zurückzurufen.

Der Kopf hing nach hinten, die Lippen waren ohne Farbe, und die Arme zeigten kein Leben mehr. Der halb abgeschnittene Finger an der linken Hand besetzte die Teppiche mit Blut.

Ein in der Eile herbeigeholter Arzt stellte fest, daß man es mit einem Verbrechen zu

thun hatte, daß die Gräfin nur scheinotodt war, als man sie begrub, und daß sie nur das Verbrechen, dessen Opfer sie wurde, davor bewahrt hatte, im Sarge zu sterben. Aber wie war das alles vor sich gegangen?

In diesem Augenblick galt es nur der Armen zu gedenken, welche die durchgemachten Schrecken vielleicht getödtet hatten. Doch bemerkte man bald, wie das Herz wieder zu schlagen begann. Zuerst unmerklich, beschleunigte sich das Athemholen allmählich, zunächst unregelmäßig, dann regelmäßiger. Die Gräfin war nicht todt! Endlich schlug sie die Augen auf: ihr fahler Blick irrte lange über die Umstehenden; sie schien von einem tiefen Schlafe zu erstehen und konnte sich nicht recht entsinnen, was vorging.

„Ich leide . . .“, seufzte sie.

Und gleich darauf, als hätten sich die körperlichen Kräfte verzehnfacht unter den Gedanken, die ihr Gehirn bedrückten, wurde sie deutlicher.

„Ich erinnere mich!“ begann sie. „Ihr hattet mich lebendig begraben; und man kam, und ich fühlte einen schrecklichen Schmerz am Finger. Ich habe Geräusch gehört, aber ich sah niemand. Alles blieb eiskalt um mich her, und mit nackten Füßen lief ich davon . . .“

Sie betrachtete ihren Finger.

Fähe Blässe überzog ihr Gesicht. Der Graf hielt die andere Hand und suchte, unter dem Beistand des Arztes, die Unglückliche zu beruhigen und ihre Todesgedanken aus ihrem Geiste zu verschleichen.

„Sie sind bei uns,“ sagte ihr der Arzt, „wir werden Sie retten!“

„O ja!“ erwiderte sie mit schwacher Stimme. „Ich muß leben für . . . mein Kind . . .“

Und in ihrem Blick erglänzte das Leben.

In der That befand sich die Gräfin schon 6 Monate in gesegneten Umständen, als das eben Erzählte sich ereignet hatte. Das unbestimmte Gerücht, das darüber umlief, war also begründet.

Als sie scheinbar starb, hatte der selbst getäuschte Arzt, dem der Zustand der Gräfin bekannt war, die Leiche öffnen wollen, aber der Graf verweigerte die Erlaubniß.

Warum hätte er einer Operation zuge-

stimmt, die er für zwecklos hielt? Und dann — konnte er an das Kind glauben? Hatte er sie nicht der Untreue beschuldigt? Umsonst machte ihm die junge Frau alle Vorstellungen... Von jenem Tage an war der häusliche Zwist vollständig. Indessen blieb dies weitem Kreisen unbekannt, vor der Welt wies kein Schein eines Verdachts darauf hin.

Infolgedessen sah der Graf seine Gemahlin ohne großen Kummer sterben, und nur die völlige Entfremdung seines Herzens läßt die freche Laune erklären, mit der er dem Kammerdiener, der die Gräfin anmeldete, die Worte an den Kopf warf: „Man setze noch ein Gedeck auf!“

Das Gerücht von der Wiederkunft der Gräfin durchlief rasch das Dorf; aber man wußte eigentlich nie recht, unter welchen Umständen alles sich vollzogen hatte. Massenweise strömten die Bewohner in's Schloß, und wer beschreibt die Freude, als es sich bestätigte, daß der Tod sein Opfer zurückgegeben hatte.

Die erste Sorge der wieder auflebenden Gräfin bestand darin, daß sie über das Verbrechen, dessen Opfer sie geworden, absolutes Schweigen verlangte. Hatte Sie nicht dieses Attentat gerettet? Der Graf, der ins Herz getroffen wurde und nun hell sah, ging darauf ein.

Die wieder Auferstandene ging endlich aus diesem schrecklichen Drama als Siegerin hervor, und drei Monate später genas sie von einem Mädchen. Das Kind trug das Abzeichen des Verbrechens, wodurch Dank der göttlichen Vorsehung die Mutter gerettet und das Kind der Welt geschenkt werden konnte. Der Zeigefinger der linken Hand blieb steif und leblos, und vor dem ersten Gelenk bemerkte man einen rothen, blaugeränderten Keif, wie ihn eine Narbe zurückläßt.

Die Gesundheit des Kindes litt und wird stets zu leiden haben unter der furchtbaren Vorgeschichte ihrer Geburt. Es lebt noch! Es ist leichenblaß und behält also die Farbe des Tuchs, in das die Mutter so früh gehüllt wurde. Im Dorfe nennt man es „das Fräulein mit dem todten Finger.“ In der That bleibt ihr Finger ohne Leben. Sie zählt 17 Jahre.

Die Gräfin von Bille-Messac lebte noch 2

Jahre. Heute nimmt sie wieder den Raum ein, aus dem sie das erste Mal auf fast wunderbare Weise herauskam. Jetzt wird man sie dort lassen.

Im Dorfe Cherrueix trifft man manchmal einen Irtsinnigen, den die Bauern nur „den Narren“ heißen. Aber er ist unschädlich. Nachdem er die Heimath einige Zeit verlassen hatte, kam er wieder zurück. Jedesmal wenn er von weitem das Fräulein mit dem todten Finger bemerkt, fällt er in epileptische Krämpfe. Dieser Mensch ist der verbrecherische Todtengräber. Er lebt einsam, man verkehrt wenig mit ihm. Was man von seiner düstern Geschichte weiß, wird dann und wann des Abends in den Hütten der Schiffer erzählt.

Ein bizarrer Aberglaube will, daß die Zusammenkunft mit dem Fräulein mit dem todten Finger glückverheißend ist! Aber man sieht sie selten, sie lebt sehr zurückgezogen in Gesellschaft ihres Vaters, der ihr alle Wünsche erfüllt.

Das ist dieses authentische Drama.

Wir haben Niemanden zu unserm Vergnügen Schrecken einjagen wollen. Dolorès de Bille-Messac, die man nachträglich die Heldin dieses unglaublichen Vorfalls nennen könnte, bewohnt Cherrueix noch zur Stunde, da wir den Bericht über dieses aufregende Ereigniß niederschreiben. Das Drama trug sich zu am Ufer des Meeres in jenem unbekanntem am Gestade des Ozeans sich verlierenden Dorfe. Das zeigt, daß die bescheidensten Winkel der Erde, wenn auch keine Geschichte, so doch Annalen haben, in denen man dann und wann auf einzelne dunkle Seiten stößt...

Charles Diguët.

Je nachdem. — Doktor: „Sie müssen sich mehr Bewegung machen. Was haben Sie denn für ein Geschäft?“ — Patient: „Ich bin Maurer.“ — Doktor: „Ei, da sollten sie sich doch genügend bewegen.“ — Patient: „Ja, das kommt eben ganz darauf an, Herr Doktor, ob man im Taglohn schafft oder im Alford.“

Der Teufelsküfer.

Geschichte des Schlosses Falkenstein.
(Mit einer großen Abbildung.)

Im Frühjahr des Jahres 19 . . , als wir uns auf einer Forschungsreise in der reizenden Gegend von Niederbronn befanden, beschloffen wir einen Ausflug nach dem Schlosse von Falkenstein zu machen. Wir wählten dazu den Schülerpfad, den Alterthumsforschern wohl bekannt, das heißt, wir wollten über Berg und Thal wandern auf den Spuren der alten Zeiten und uns, wie ein braver Jägermann, nach den Legenden erkundigen, die in diesem Traumland entstanden sind und den Alterthümern, wie den Steinen, den stummen Zeugen verschwundener Zeiten, Leben einhauchen. Die Geschichte des Küfers von Falkenstein, die uns ein gutes Glück unter den Alten eines gelehrten Sammlers und Alterthumsforschers in Niederbronn entdecken ließ, gab unsern Ausflug um so größern Reiz. Mit der alten, vergilbten Handschrift als Reisegefährtin verließen wir die Hauptstadt von Hanau-Lichtenberg.

Wenn man Niederbronn auf der schönen Vogesenstraße verläßt, die nach Bitsch führt, kommt man ins reizende Thal des Derstbaches, dessen Lauf wir der Quelle zu verfolgen zwischen zwei Berggruppen, von denen die eine, als Liegenberg bekannt, die Aufmerksamkeit beansprucht durch die Spuren einer Mauer von ungeheuern unbehauenen, mehrere Meter hohen Steinen; in der Mitte erhebt sich ein Fels mit einer Vertiefung in der Oberfläche, genannt der „Opferstein“. Diese Mauer kennt man im Lande als „*Druidentmauer*“. Ihr Anblick erinnert in den Volkserzählungen an die blutigen Opfer der Altvordern, der Kelten und Gallier, und noch mehr an das Vorhandensein einer Legion von Erdgeistern, Kobolden und Irriwischen, die im Mondenschein spielen, tanzen und Purzelbäume schlagen über die Felszacken hinab oder in einem vom nächsten Meierhof gestohlenen Kochtopf einen Giftrank bereiten, um die Milch der Kuh versiegen oder die Lämmchen sterben zu machen.

Obgleich sie denen, die sie lieben, gegenüber mild, liebenswürdig und dienstbereit sind,

können diese leutseligen kleinen Wesen rachsüchtig, wie nur der *T. . . .* sein, und wehe den Ställen derjenigen, die sich mit ihnen nicht gut stellen: es gibt keinen bösen Streich, den sie ihnen nicht spielten!

Aber wir lassen die Irriwische bei der Druidenmauer und gehen weiter auf dem Wege, bis wir zu dem Gipfel des Großen Wintersberg gelangen, von wo aus man eine herrliche Aussicht genießt über die Pfälzer Vogesen und den Wasgau.

Gerade aus sehen wir, über dem prächtigen Birkenwald, der uns umgibt, den Rehberg, den das Schloß Trifels krönt, wo, nach seinem Kreuzzug gegen die Ungläubigen, der englische König Richard Löwenherz durch seinen Feind, den Erzherzog Leopold von Oesterreich, gefangen gehalten wurde. Diese Ruinen erinnern auch an den süßen Blondel, den Wimensänger und treuen Begleiter des gefangenen Königs. Selbstverständlich hat die nachsichtige Legende einen Schleier über den unausstehlichen Charakter Richards geworfen, der jedermanns Feind war; sie hat sich sehr angenehm verdichtet in dem Meisterwerke des Componisten Grétry, dessen Oper „Richard Löwenherz“ nach mehr als hundert Jahren noch auf dem Spielplan steht. Und wenn Grétry auf einer sehr hübschen Melodie Blondel singen läßt:

O Richard, o mein König,
Verlassen von der Welt!

stimmt die ganze Welt, gerührt und überzeugt, in den Gesang ein.

Von dieser schönen Stelle geht es weiter, zum Garnfirs hinüber, der am nächsten liegt, und von seinem Gipfel aus genießen wir einen ebenso wunderbaren Rundblick wie vom Wintersberg herab.

Nach Osten und Westen versenkt sich das Auge in die grünenden Thäler von Falkensteinbach und Dambach. Darüberweg zieht sich der Hohenselsler Wald über die wellenförmigen Hügel hin. Noch weiter, gegen Norden, gewahrt man die Pfälzer Berge hinter dem Dorfe Dambach und die Ruinen von Lützelhardt, Hohensels, Wineck und Schöneck. Westlich hebt sich die Festung Bitsch vom Horizont ab, während nördlich die breite Silhouette des Rehbergs sich abzeichnet.

Auf dem Garnfirster Ramm haben die

n rach-
 id wehe
 ihnen
 Streich,
 bei der
 uf dem
 Großen
 nan eine
 Wölger
 ächtigen
 Lehberg.
 h seinem
 englische
 n Feind,
 reich, ge-
 erinnen
 enfänger
 Königs.
 e Legende
 en Cha-
 ermanns
 ihm ver-
 nponisten
 ger, "nach
 auf dem
 auf einer
 gen läßt:
 übergenzt.
 es weiter,
 yßen liegt,
 wir einen
 vom Wis-
 aft sich das
 on Falken-
 rweg zieht
 die wellen-
 iter, gegen
 zer Werge
 die Ruinen
 dined und
 tung Witsch
 ch die breite
 idhnet.
 haben die



„Was weißt Du hier, frecher Lump!“ fragte das Gespenst mit einer bösen Stimme.

Volkstämme, die noch einander das Eisag in Besitz hatten, Pelasger, Semiten, Arier und Celten Spuren zurückgelassen, indem sie ihren Göttern einfache, aber unzerstörbare Denkmäler errichteten; das sind ungeheure Felsblöcke, die in mächtigen Gruppen zusammenliegen, bald in der Form von Tischen, theils von monolithischen Obelisken, oder von concentrischen Kreisen, religiöse Rundgebungen unserer Väter, Leichenstätten verschwundener Zeiten. Die ältesten dieser Monumente waren Zeugen der Steinzeit gewesen, einer Zeit, die sich in der Nacht der Jahrhunderte verliert, wo der Mensch, der noch kaum die Sprache zu gebrauchen wußte, seine Wohnungen kannte, sondern, wie die wilden Thiere, in Höhlen wohnte, die ihm die Natur selber schuf, und als einzige Waffe zum Schutze seiner Gefährtin einen grob geschliffenen Stein an der Spitze eines Stabes trug.

Wenn aber unsere unkalibrierten Vorfahren keinen stark entwickelten künstlerischen Geschmack hatten, und wenn ihnen die Instrumente fehlten, um diesen zur Geltung zu bringen, so muß man doch anerkennen, daß sie Großes, Festes und Dauerhaftes zu bauen wußten. Wenn sie ihrer Gottheit einen Altar oder einem verstorbenen Häuptling ein Denkmal errichten wollten, nahmen sie ihre Zuflucht zu dem ganzen Stamme, machten sich über ein Bergviertel her, vereinigten ihre Kräfte zur höchsten Anstrengung und richteten den Fels gen Himmel, wo er nun stand bis in alle Ewigkeit.

Schließlich gelangen wir zu einer freundlichen Lichtung, die den bezeichneten Namen „Kolochattel“ trägt. Ist es in Erinnerung an den assyrischen Gott? Von da geht's durch einen alten Forstweg auf den Wehertkopf-Hügel und bald an den Fuß des Schlosses Falkenstein, das da wie aufgespißt ist, auf einem 370 m hohen Felsgipfel. Ein breiter, etwas steiler Weg führt zum Eingang der Ruine.

Die Falkensteiner Höhe liegt nahe am Falkensteinbacher Thal, über dessen Hintergrund sich, die Büscherstraße entlang, die Dörfchen Philippsburg und Lieschbach verbreiten. Am westlichen Abhang des Berges glänzt in der Sonne ein breiter Spiegel; es ist der Lieschbacher See.

Weiter liegt der Eingang des Thalleffels, der nach Bärenthal führt, ein den Zigeunern liebgewordenes Land, denn sie kampiren beständig hier.

Nun sitzen wir auf der Ruine von Falkenstein, geschützt durch ein eisernes Geländer, das die dem Schwindel ausgehenden Personen nicht unnütz finden. Auf den Ruinen liegt unsere kostbare Handschrift; wir bewundern, ehe wir uns in unsere Lesüre vertiefen, das zu unseren Füßen sich ausbreitende und entwickelnde prächtige Panorama. Man hat von hier aus einen großartigen Ausblick auf die unzähligen Ruppeln der Pfälzer und Elsäßer Vogesen. Die Berge stufen sich ab, wie die Wellen auf hoher See, und auf der lothringischen Seite, entfaltet sich, wie ein reicher grüner Teppich über die sich verlierenden Krümmungen der Hügel, der schöne Waldecker Forst, der am Fuße des Berges anhebt, um in bläulichen Fernen zu verschwinden. In Zwischenräumen bringen Burgen Abwechslung in den Gesichtskreis.

So sieht man nordwärts, auf einem hohen Felsgestell, den Finghart mit seinen bizarren Trabanten, den Judenhäut; im Westen senkt der Thurm von Waldeck die Aufmerksamkeit auf sich, im Süden unterscheidet man die schwere Masse der Beste Lichtenberg.

Die Ruinen des Falkenstein sind nicht nur wegen ihrer Monumente interessant, als da wären: Thüren und die Hauptflügel auf den Hof hinaus, sondern vielmehr wegen der hervorragenden Arbeit, welche die Baumeister im Felsen selber geleistet haben. Dieser ist nach allen Seiten hin ausgehöhlt zu steinernem Odbach mit Zugängen, Treppen und sogar Zimmern, die als Wohnungen dienen können, zu Ställen, Keller und Speiseräumen. Das ist seltsam, phantastisch! Nach der Ueberlieferung datiren alle diese Aushöhlungen aus dem grauen Alterthum; da sollen ihr zu Folge die ersten Bewohner der Gegend gehaust und die wilden Thiere gejagt haben, deren Lebens- und Wohnungsart sie nachahmten, indem sie sich Höhlen gruben.

In diesen Höhlenbauten lebten die Auerochs-Jäger zu einer Zeit, da der Waldgau einen einzigen Urwald bildete von Eichen und Birken.

Zum Grunde dieser unburchdringlichen Wälder herrschte damals ein Thier, das sich mit dem Bären gewöhnlich in das Reich theilte. Der Auerochs oder Urus war ein wilder Ochs von riesiger Gestalt, der manchmal über 2 m maß. Dieser furchtbare Wiederkämmer besaß eine außerordentliche Wildheit: die kleinen Augen, die unter einer mächtigen, breitgewölbten, mit starken Hörnern bewaffneten Stirn hervorstachen, das lange, strenge Barthaar, das ein weites Maul umrahmte, das grobe Fell aus langem Braunhaar, das den Körper bedeckte — alles trug dazu bei, dem Ungeheuer einen erzwungen, widerborstigen Ansehen zu geben.

Wenn der Auerochs gegen den Wind schüffelte, den Boden stampfte und mit blühenden Nüstern und geifernder Schnauze sich ansetzte auf den Feind zu springen, bedurfte der Jäger, nur mit Speiß oder Pfeil bewaffnet, einer ungewöhnlichen Dosis Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit, um festen Fußes den Anprall dieser brutalen Bestie auszuhalten.

Diesem Geschlecht von Jägern, die eben so unzählbar waren, wie das Wild, folgten als Herren des Schlosses Adelige nach, die das Mittelalter hindurch mehr und mehr Krieg führten bis zu der neuen Zeit, an jenem Unglückstoge des Jahres 1564, als das Feuer des Himmels auf die herrliche Ritterburg herniedersiel und, was weder die Kriege noch die Verwüstungen durch Menschenhand fertig brachten, das Schloß zur Ruine machte. Eine sehr interessante, anziehende Ruine, deren einziger Besitzer heute der Kaiser von Falkenstein ist.

Der Felsen, auf dem das Schloß so fest gebaut ist, enthält auf der Seite eine Nische, den die Umwohner, wie mein gelehrter Kunstsinnler von Niederbronn, „Kaiserkammerlein“ oder „Kaisernische“ nennen.

Zum engen Fenster heraus klingen des Nachts dumpfe Geräusche, als wenn der Hammer des Kaisers auf die Keifen eines großen Fasses niedersauste. Durch einen abgrundtiefen Spalt ist die Nische mit den alten Kellereien verbunden, die sich unter dem Schloß verbreiten, und durch diesen Spalt tönen die Hammerschläge im ganzen Thale

wider. Zu diesen Streichen gesellt sich ein alter Weingeruch, der aus den Tiefen düftet und sich namentlich zur Zeit der Rebenblüthe bemerkbar macht.

Die Kellereien der alten Burg sind nämlich von einem Geist bewohnt, Kaiser seines Zeichens, der sein nachweltliches Leben just nicht mit Faulenzen zubringt, wenn anders er so viel arbeitet als er Lärm macht. Dieser Kaiser ist das Barometer der Redleute der Umgegend, denn man hat die Wahnehmung gemacht, daß je häufiger seine Nachtwachen und je zahlreicher und heftiger die Hammerschläge sind, desto reichlicher und besser wird der künftige Herbst.

Es hieße nicht ganz bei der Wahrheit bleiben, wenn man sagte, Niemand habe je den übermächtigen Kaiser bei der Arbeit gesehen; denn im vorletzten Jahrhundert ist ein wackerer Trunkenbold ganz gemächlich in die Geheimnisse des Gespensterkellers eingedrungen, was ihm aber, so erzählt man, das Leben kostete.

Folgendes erzählt darüber die vergilbte, verschimmelte Handschrift, die ich hier, ohne das Geringste zu ändern zitiere, aus Angst ich möchte den alterthümlichen Versam zerstoren:

Um's Jahr 1700 lebte im Falkensteinthal ein biederer Schneider, der den Traubensaft leidenschaftlich liebte und seinem brennenden Durst auf die Dauer nicht nur seine Habe und seine Frau, sondern bis zum letzten Hemd opferte. Er hätte sogar seine eigene Haut vertrunken, wenn sie nur was gegolten hätte. Kurz und gut, es war ein verstockter Sünder, der beim Trinken die einzige Sorge hatte: wie viel er wohl am folgenden Tag trinken werde! Im Uebrigen war's ein guter Kerl, voller Wit und Kniffe, wenn es galt, seine große Leidenschaft zu befriedigen. Sein Magen hätte es mit dem eines Straußenvogels aufnehmen können; allzeit war er guter Laune und lobte er die groben Spässe, ein Beweis dafür, daß der Charakter nicht mehr und nicht weniger ist, als eine Sache der Verdauung! Aber wenn auch das Hauptorgan eines jeden guten Trinkers nicht versagt, so verbraucht es doch die Geldmittel. Darnach sah unser Kumpan bald auf dem Trockenen und mußte sich mit den paar Gläsern begnügen,

die ih
Freun
für ein
Gleich
militä
Abend
Bannf
der Te
zahlte.
sein H
war, h
der bru
der Tr
atte!
sich der
Stück
alles
Annee
arm an
Entsch
ihm den
sich stie
Bekann
Falken
lichen
er sich
Weinsh
geben,
stierten
geliefert
Gedo
diesen
Zählige
guter
rückzuse
so nütgli
daß es
ein pa
eines ver
Nepomu
den We
dessen st
hinstasten
Man
steig ohn
her Wor
lichen We
bruder,
Fall. En
nachdem

die ihm dann und wann ein großmüthiger Freund bezahlte. Das war verzweifelt wenig für einen Kerl, den stets die Kehle brannte. Gleich dem Geldsack nimmt die Zahl der großmüthigen Freunde ziemlich rasch ab. Eines Abends saß er in einem Wirthshaus von Bannstein; er hatte keinen Groschen mehr in der Tasche, und nirgends einen Freund, der zahlte. Da warf ihn der Schenkwirth, der kein Herz hatte, aber ein guter Kopfrechner war, hinaus, geradeswegs hinaus, ohne daß der brutale Mensch berücksichtigt hätte, was der Trunkenbold früher schon alles verzehrt hatte! Draußen an der frischen Luft betastete sich der wundgefallene Schneider, ob ihm kein Stück vom Körper fehle; er fand aber noch alles an seinem Ort, nur waren Kopf und Kniee aufgeschürft. So erhob er sich denn, arm an Geld wie zuvor, aber um einen großen Entschluß reicher. Weil der barbarische Wirth ihm den Trunk verwehrte und alle ihn von sich stießen, blieb ihm nichts übrig, als die Bekanntschaft des berühmten Klüfers vom Falkenstein zu machen. Bei dem unererschöpflichen Vorrath, den jener wohl besaß, mußte er sich geradezu glücklich schätzen, seine besten Weinchen einem Feinschmecker zu kosten zu geben, dem Nepomuk Trinklehr, einem patentierten Schneidermeister, der sein Meisterstück geliefert hatte.

Gedacht, gethan. Indem unser Säufer diesen Gedanken hin und her wälzte mit der Fähigkeit eines Gelehrten, fand er eine Menge guter Gründe, um nicht vor einem Geist zurückzuschrecken, der sich mit einer den Menschen so nützlichen Sache beschäftigte. Ueberzeugt, daß es diesen guten Kerl nur freuen konnte, ein paar fidele Augenblicke in Gesellschaft eines veritablen Trinkers zu verbringen, schlug Nepomuk, so schnell es seine Ladung zuließ, den Weg nach der Ruine Falkenstein ein, dessen steile Windung er, im Dunkel vor sich hintastend, erklimmte.

Man kann freilich nicht sagen, daß der Aufsteig ohne Hindernisse vor sich ging. Oft wenn der Mond sich zeitweise zeigte, um die nächtlichen Wanderer, und insbesondere unsern Säuferbruder, anzulächeln, beleuchtete er just seinen Fall. Endlich, nach mächtigen Anstrengungen, nachdem er wiederholt gestolpert und über den

Wegzurückgefallert war, den er mühsamer stiegen hatte, nachdem er ferner an den Steinen und Dornhecken ein gut Theil seiner Kleidung und einige Fetzen seiner Haut zurückgelassen, konnte Nepomuk ein Triumph- und Wehgeschrei zugleich ausstoßen, indem er vor sich etwas fühlte, das eine Mauer sein mußte, gegen welche seine Nase soeben mit allen Kräften angerannt war.

Kaum hatte der Besucher einige Schritte längs der zerfallenen Hofmauer gemacht, als er deutlich den Klang der auf die Fässer niederfallenden Hammerschläge vernahm. Es schien aus dem Innern der Erde zu kommen.

Lange suchte er irgend eine Oeffnung, um in die Erde hinabzusteigen; endlich bemerkte er einen unbestimmten Schein, der durch die Spalten eines wurmstichigen eichenen Kellerladens flog.

Der wackere Nepomuk hob das Brett in die Höhe, das von den Trümmern halb verdeckt war, und ließ sich hinuntergleiten in einer Art enger Röhre, die von Stein- und Kalkabfällen verengt war, bis er zu einer beinahe ganz zugefallenen gewundenen Treppe kam. Hier im Dunkeln stolperte und purzelte er wieder fort und fort. Schließlich gelangte unser Säuferbruder, geleitet durch die Hammerschläge und den Lichtschimmer zu jener letzten Stufe, die noch mehr schwankte, als die andern; hier stürzte er jäh hinab. Verwirrt durch den Fall, richtete er sich fluchend wieder auf. Da, wer beschreibt sein Erstaunen, sah er sich unter dem Gewölbe eines mächtigen, tiefen Kellers; und beim Schein der an den robusten Pfeilern angebrachten Fackeln konnte er mehrere Reihen von Fässern bewundern, die unter den gothischen Bögen bis in unabsehbare Weite da lagen.

Was aber den wackern Nepomuk am meisten verblüffte, war, in der Mitte des Kellers, ein großer schrecklich hagerer Mann, mit einer von einer langen Eulensfeder geschmückten Mütze auf dem Kopf, in einer Kleidung, wie man sie in frühern Jahrhunderten trug, welche durch ein Schurzfell geschützt war. Dieses Wesen war so dürr, daß ihm die Kleider spiralförmig um die Glieder hingen. Er drehte Nepomuk den Rücken. Dieser sah unter der Mütze eine Art Elfenbeinkugel, von zwei Ohren flankirt.

Die seltsame Persönlichkeit warf an der Mauer einen noch seltsameren Schatten, der demjenigen des Geistes der Unterwelt täuschend ähnlich sah. Still und unheimlich stumm schlug und hieb er auf die Reifen der Fässer aller Art, und die Streiche fielen hernieder ohne Unterlaß.

Von Zeit zu Zeit hielt er jedoch inne, und auf ein Zeichen stürzten aus allen Ecken eine Menge drolliger Männchen herbei, mit langen Ohren, kleinem Körper, einem Ringelschwanz, mit Flügeln, wie die Fledermäuse, und Schweinsfüßen, hastig springend und purzelnd und sich in einem Satze über die Fässer hebend. Sie brachten dem Meister Hammer, Meißel oder auch eine mächtige Kanne, aus welcher der Dürre in langen Zügen einen geheimnißvollen Stoff trank.

Bis dahin hatte sich der Küfer noch nicht bemüht gefühlt, sich umzudrehen, und Nepomul, den jetzt viel mehr die Angst als der Durst würgte, stand da mit gesträubtem Haar, eher auf dem Sprunge davon zu laufen, als weiterzugehen. Endlich drehte der gespenstische Arbeiter den Kopf und ließ ein Totengesicht sehen, mit Wangen wie Pergament, und ausgehöhlten Augen, aus denen aber zwei glühende Kohlen sprühten; ein langer grünlichweißer Bart fiel ihm auf die Brust herab, und wenn er den Mund verzog, machte der zahnlöse Riefer eine häßliche, teuflische Bewegung.

„Was willst Du hier, frecher Lump?“ fragte das Gespenst mit einer hohlen Stimme.

Ein tödlicher Schrecken bannte Nepomul derart auf den Platz, wo er stand, daß er sich ebensowenig rührte, als einer der großen Pfeiler.

„Willst Du trinken? Hast Du Durst? Nun, bei allen Nothnasen, Du sollst trinken, wie Du in Deinem ganzen Säuserleben nie getrunken hast, so wahr ich der Küfer von Falkenstein bin! Aber hier gilt es arbeiten, wenn man trinken will, und Du wirst arbeiten, bei allen T . . . !“

Derweil er dies sagte, gab er ein Zeichen, und alle Teufelchen, die, lachend und Gesichter schneidend, auf den Fässern sitzen geblieben waren, eilten mit Werkzeugen herbei.

„Da, nimm diesen Schlägel und diesen

Stangenmeißel, klopfe, schlage zu, hämmere, zeige, daß Du ein guter Arbeiter bist! Je mehr Du hämmerst, desto mehr bekommst Du zu trinken! Schlage zu, mein Junge, schlage immer drauf los!“

Und der furchtbare Genosse pflanzte sich, mit seinen knochigen Fäusten auf den vorspringenden Hüften, vor dem armen Nepomul auf, während ein teuflisches Lachen über sein Gesicht hin zuckte. Nepomul vermochte nichts zu erwidern, er hielt das Geschirr in den zitternden Händen und schlug und hieb und hämmerte drauf los, fort und fort, ohne Unterlaß. Sein Arm wurde müde, sein Körper bedeckte sich mit Schweiß; er mußte jeden Augenblick zusammensinken. Aber trotz dieser ungeheuern Erschlaffung schlug er immer zu, obwohl er fast zusammenbrach vor Erschöpfung. Nach und nach verlor er das Bewußtsein: vor sich sah er wohl noch einen Arm, der zuschlug, aber er wußte nicht mehr genau, ob's der seinige war.

Wie ein Alp legte sich's ihm auf die Brust!

An seiner Seite hohnlachte der Alte stärker und stärker. Und hinter den Fässern, wo sie in komischer Angst zusammenlauerten, streckten die Teufelchen ihre spöttischen Gesichter hervor und richteten ihr Gelächter ein nach dem des Meisters.

„Nun ist's genug mit der Arbeit!“ sagte jener, plötzlich ernst werdend. „Nun zum Trunk!“

Und die Heizelmännchen liefen sofort mit Fäßchen und Kannen herbei, die sie mit einer geradezu komischen Vorsicht trugen.

„Trink, mein Junge, trink, so viel Du magst, denn, bei Beelzebub, Du sollst dann keinen Durst mehr haben!“ fuhr der Alte fort. „Denn es ist von meinem besten Wein, von dem, den ich von den Trauben ernte, die um die Gräber der Verworfenen wachsen.“

Underentnahm den krummsingerigen Händen zweier Teufelchen eine Kanne von wohl 10 Maas, die er dem armen Nepomul hinhielt. Der wurde gezwungen, die übelriechende schwarze Flüssigkeit zu trinken. „Trink, trink immer zu!“

Und eine Kanne folgte der andern, und Nepomul trank, wie er gearbeitet hatte, wider Willen, obwohl sein ganzes Wesen sich da-

gegen sträubte. Eine unwiderstehliche Kraft ließ ihn den Arm erheben und eine Kanne nach der andern ergreifen. Der Wein kam ihm zum Hals herauf, sein Magen bäumte sich, und dennoch trank er. Sein Bauch blähte sich wie ein Schlauch, und er trank. Sein Auge verdunkelte sich, aber er trank immer noch...

Der Alte lachte mehr und mehr, und die Heinzelmännchen hielten sich die Hände und tanzten in rasendem Tempo um den Unglücklichen herum. Die Augen aller dieser Höllengeister funkelten wie die von Ragen, und der Reigen wurde immer schwindelerregender. In ihrer Mitte stand das arme Opfer, dem der Kopf in Stücke zu gehen drohte unter den Hammerschlägen, die er im Gehirn fühlte. Dann verdunkelten sich die Lichter mehr und mehr, die Hammerschläge klangen dumpfer und dumpfer, und die Sinne stumpften sich ab: es war die Nacht, die große Leere...

Am andern Morgen fand man auf dem Wege zum Falkenstein den unglücklichen Nepomuk ohne Bewußtsein, die Nase im Staub. Mit vieler Mühe gelang es, ihn zu sich zu bringen, er vermochte kaum noch zu erzählen, was mit ihm geschehen war. Er war von der Trunksucht radikal geheilt, denn am andern Tag hauchte er seinen Geist aus, in heiliger Sammlung, nachdem er Gottes Barmherzigkeit angefleht hatte für Frau und Kinder.

Der Wein der Verstorbenen hatte ihn getödtet, aber gerettet zum ewigen Leben.

Henri Sanier u. Julius Fröhlich.

Sanbémol und Marjonet.

(Mit einer Abbildung).

„Also abgemacht! Achthundert Franken für Erdgeschoß und Zubehör, aber unter der Bedingung, daß Sie keinen Hund mitbringen!“

„Abgemacht.“

„In diesem Falle können Sie morgen einziehen.“

Die Unterhaltung, von der wir hier die letzten Worte wiedergeben, fand statt einige Tage vor dem Termin des letzten Julimonat, zwischen dem Eigenthümer Pascal Marjonet und seinem künftigen Miether, Henri Sanbémol, einem jungen Musiker, der, durch den

„römischen Preis“ ausgezeichnet, einer schönen Zukunft entgegenschah, aber von äußerst excentrischem Wesen war.

Nachdem Henri mit dem Portier wegen des Miethgelds übereingekommen und der Miethskontrakt auf drei Monate unterzeichnet war, verständigte er sich mit einem Wandelgeschäftsinhaber, und am folgenden Dienstag zog er in die neue Wohnung ein.

Der Umzug eines unverheirateten Künstlers ist ebenso leicht als schnell gemacht. Ein Bett, ein Klavier, zwei Sessel und sechs Stühle, dann einige Tafeln und ein Häuflein Nippfachen, ein Kartenspiel — und das ist alles!

Am andern Morgen hatte Henri einen Ausgang in der Nachbarschaft zu besorgen; er verließ das Haus mit einem winzigen havanesischen Hündlein, das auf den Namen „Nerva“ hörte.

Der Portier sprang in die Höhe, als er das liebliche Thierchen bemerkte.

„Gehört das Thier Ihnen?“ fragte er Henri in brüskem Tone.

„Es gehört mir, Herr Feuillet.“

„Sie wissen aber doch, was hier im Hause Regel ist?“

„Ich habe ein so trübes Gedächtniß, daß ich Sie bitten möchte, mich daran zu erinnern!“

„Es darf kein Hund in's Haus, oder die Miethe ist null und nichtig!“

„Das ist kein Hund!“

„Sagen Sie doch gleich, es sei ein Papagei!“

„Guten Morgen, Herr Feuillet!“

Mit diesen Worten drehte Sanbémol dem Portier den Rücken und trat auf die Straße hinaus.

„Was, Du willst mich zum Narren halten, Du Rotenschmierer, Du!“ schrie wüthend der Portier. „Na, warte nur, wir sind noch lange nicht zu Ende!“

Tags darauf klopfte früh morgens Pascal Marjonet bei Sanbémol an.

„Ich bin im höchsten Grade unzufrieden, mein Herr,“ sagte er mit zürnender Miene, ohne nur zu grüßen. „Als ich Ihnen vor einigen Tagen diese Wohnung vermietete, geschah es unter der einen Bedingung, daß Sie keinen Hund mitbringen würden. Und ich muß hören, daß Sie diese Bedingung mißachtet haben?“

„Ich habe keinen Hund.“

„Sie haben keinen Hund? Und Sie wagen das zu behaupten, nachdem Feuillet es mir versichert hat?“

„Feuillet irrt sich!“

„Das ist zu stark. Sie werden das vor dem Polizeikommissar wiederholen!“

„Sehr gern!“

Eine Stunde später erhielt Henri seitens des ehrenwerthen Beamten einige Zeilen mit der Bitte, ihn um zwei Uhr wegen einer ihn betreffenden Angelegenheit zu besuchen.

Der ärgerliche Besitzer war ihm zuvorgekommen.

„Sie sind Miether bei Herrn Pascal Marjonet?“ fragte der Kommissar Herrn Sanbémol.

„Seit zwei Tagen.“

„In dem von Ihnen unterzeichneten Kontrakt lese ich diese Klausel: „Der Miether darf keinen Hund in der Wohnung halten.“ Sie haben diese Klausel mit vollem Bewußtsein unterzeichnet?“

„Ich habe Sie unterzeichnet?“

„Nun, warum bringen Sie denn einen Hund mit ins Haus?“

„Herr Kommissar, ich besitze keinen Hund?“

„Falsch!“ erklärte Marjonet.

„Aber ich habe eine Hündin, und der Kontrakt sagt nichts von Hündinnen.“

Der Besitzer erhob die Hände gen Himmel. Der Kommissar kratzte sich hinter den Ohren und sah zu Pascal Marjonet hinüber.

„Das ist ein Spiel mit Worten!“ erwiderte der letztere, „ich appellire an den gesunden Menschenverstand des Herrn Sanbémol.“

„Habe ich, ja oder nein, unsern Bedingungen gemäß, das Recht, eine Hündin in der Wohnung zu haben? Sagen Sie mir das genau, Herr Kommissar!“ richtete sich Herr Sanbémol an diesen.

„Da der Vertrag über diesen Punkt Stillschweigen beobachtet, sehe ich mich gezwungen, Ihnen Recht zu geben.“

„Weinetwegen!“ begann Marjonet von Neuem. „Nur mache ich Sie darauf aufmerksam, daß Ihr Thier binnen 48 Stunden verschwindet, ich garantire Ihnen dafür!“

Am selben Abend brachte Henri Sanbémol Nerva zu einem seiner Freunde, der das Thier etwa 14 Tage behalten sollte.

Die Woche ging zu Ende ohne Zwischenfall. Jedesmal, wenn Henri vor der Portiersloge vorbeiging, lachte der Portier, wie ein Kirchenschweizer am höchsten Feiertag.

Am Sonntag Morgen hielt ein Bauer, der auf einem Esel saß, in der Dünkircher Straße und wandte sich an den Portier.

„Bin ich recht? Wohnt hier Herr Sanbémol?“

„Im Hinterhaus, Erdgeschoß!“

Der Bauer ritt mit seinem Thier durch das Thor und machte Halt vor der Thür des jungen Künstlers.

„Mein Kompliment!“ rief Henri beim Anblick Meister Mignard's, „Du bist pünktlich wie ein Chronometer!“

„Aber natürlich! In Eurem Briefe hieß es, wir sollten uns um 10 Uhr hier einfinden, ich und der Esel — und da sind wir schon! Der Kuckuck weiß, was Ihr mit uns beiden vorhabt!“

„Das sage ich Dir beim Essen!“

„Wo soll ich Jacquot anbinden?“

„In jenem Gang dort, der zu meiner Wohnung gehört.“

Ein Kellner des benachbarten Restaurants brachte das Essen, und man setzte sich zu Tisch.

Nachdem man von Regen und Sonnenschein wie von den Ernten des Jahres geredet, ging Henri auf einen andern Stoff über.

„Ich brauche Jacquot auf 8 Tage,“ sagte er dem listigen Bäcker. „Zu wie viel willst Du mir ihn vermieten?“

„Ihr braucht meinen Esel?“ fragte erstaunt Meister Mignard.

„Ja.“

„Wollt Ihr ihn zum Reiten brauchen?“

„Nein.“

„Oder ihn aufspannen, um Euern Umzug zu beendigen?“

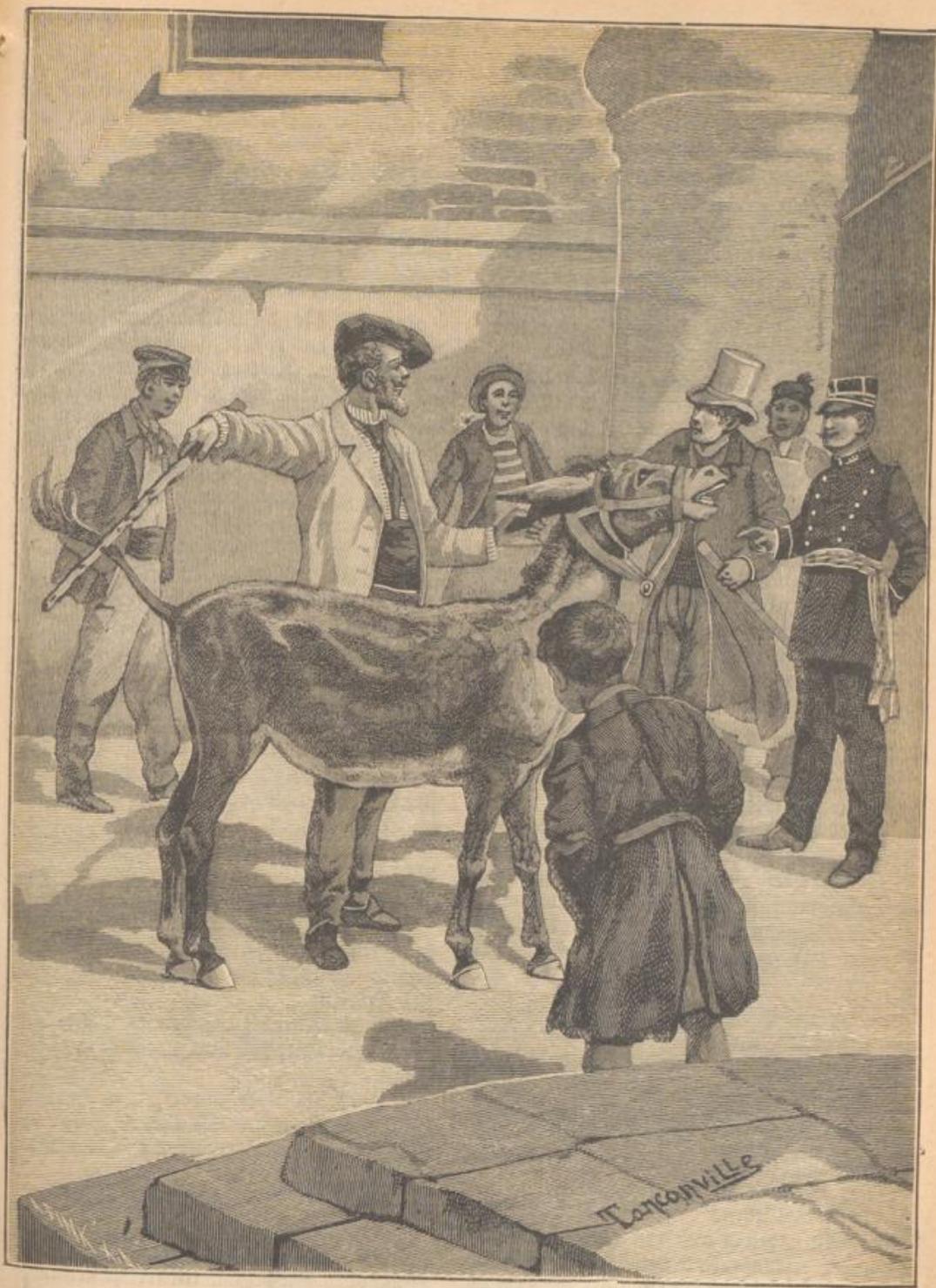
„Nein.“

„Was wollt Ihr mit ihm machen alsdann?“

„Ihm Musikunterricht geben.“

Der Bauer brach in ein lärmendes, anhaltendes Gelächter aus. Er schlug die Hände zusammen und warf sich so heftig in den Stuhl zurück, daß er beinahe kopfüber zu Boden gestürzt wäre.

„Ach, du meine Güte!“ rief er. „Meinem



„Im Namen des Gesetzes, halten Sie ein!“ rief der Commissär Henri zu.

Esel die Musik lehren! Da könnt nur Ihr auf solche Ideen kommen!... Wenn ich's in Montmorency erzähle, wird's Niemand glauben wollen!"

"Also abgemacht?"

"S'ist doch nicht im Ernst!"

"Aber ganz gewiß, sag' ich Dir. In acht Tagen wird Dir Jacquot eine Arie singen, wie der erste beste Baryton, der gerade Mode ist, oder wie der bekannteste Tenor einer Oper."

Mignard lachte noch stärker, überzeugt, daß sein Herr während der Sommerszeit seinen gesunden Verstand verloren hatte.

"Für diese Woche gebe ich Dir 30 Fr. Miethe," fuhr Henri fort. "Oder willst Du mehr?"

"Ja, ist es denn wahr und nicht Scherz, Herr Sanbémol?"

"Da hast Du das Geld, steck's in die Tasche! Ich werde Dir am Sonntag Deinen Virtuosen selber bringen."

"Aber wo bringt Ihr Jacquot unter?"

"Boulevard de la Vilette, es wird ihm an nichts fehlen!"

"Ihr müßt immer das letzte Wort haben!" versetzte Mignard, indem er die von Henri hingelegten sechs Fünffrankenstücke einsteckte. "Ich bin in der That von einem guten Teig gemacht, daß ich mich so ganz nach Euern Launen richte."

Nach beendeter Mahlzeit verließen Henri und Mignard, gefolgt von Jacquot, das Haus. Sie gingen bis zum äußern Boulevard, und der Esel wurde, wie Sanbémol versprochen hatte, im Stalle eines Hôtels untergestellt. Mignard kam an den Nordbahnhof zurück und nahm den Zug nach Montmorency.

II

Am andern Tag, gegen 1 Uhr Nachmittags, betrat Henri, Jacquot an der Halfter führend, seine Wohnung. Der Portier rauchte just seine Pfeife im Hof und fragte sich, zu welchem Zweck der neue Miether wohl mit dem Esel zurückkam, den man ihm Tags zuvor gebracht hatte.

"Laß mal sehen!" sagte Sanbémol zu dem Bierkühler, den er an einen in die Wand des Ganges geschlagenen Nagel band, woselbst er ihn schon zuvor befestigt hatte, "ich habe es

unternommen, dir die Musik beizubringen, sieh' zu, daß du mir Ehre machst! Zunächst singst du mir einmal mit voller Stimme die Tonleiter aufwärts, dann wollen wir schon sehen, ob du sie auch abwärts kannst!"

Dabei ließ Henri einen Stock aus Cornelfirschenholz, den er statt eines Taktstockes in den Händen hatte, über den Rücken Jacquots spazieren, und zwar vom Hals bis zum Sattel, vorwärts und rückwärts mit dem feierlichsten Ernst.

Jacquot, den dieses Manöver furchtbar kitzelte, fing aus vollem Halse zu schreien an, mit seiner wenig harmonischen Stimme. Während 10 Minuten fuhr er in Einem fort und lockte überall die Miether an die Fenster.

Der Portier gerieth außer sich vor Wuth und stürzte auf Sanbémol zu.

"Soll das Konzert noch lange dauern?" rief er zornig.

"Eine Stunde!" erwiderte Henri, "ich gebe meine Lektionen gewissenhaft."

"Ihre Lektionen?"

"Jawohl, meine Lektionen! Jacquot ist mir anvertraut worden, damit ich ihn singen lehre, und ich lasse ihn singen!"

"Sie sind verrückt, ganz elend verrückt!"

"Herr Feuillet, ich verbiete Ihnen, mich zu beleidigen! Sonst müssen mir die Leute, die Sie hören, Zeugen stehen! Hopp Jacquot, streng' dich ein bißchen an, Alter, damit du im Tone bleibst!"

Und wieder spazierte der Stock über den Rücken des Esels, und dieser begann seine "J—Ah" noch stärker als zuvor.

Der Portier trippelte vor Wuth, die Nachbarn lehnten in den Fensterbrüstungen und lachten sich krank; dieser kolossale Spaß amüßigte sie riesig.

Als die Lektion zu Ende war, band Sanbémol das Thier los und führte es in seinen Stall.

Als er des Abends zurückkam, stand der Eigenthümer vor dem Miether: "Herr Musikus," rief Pascal Marjonet, "ein Wort, wenn's beliebt!"

"Zwei, wenn's Ihnen angenehm ist."

"Feuillet sagt mir, daß Sie Eselsprofessor sind?"

"Wollen Sie bei mir Unterricht nehmen?"

„Ich will, daß Sie mein Haus nicht dem Spott des ganzen Stadtviertels aussetzen!“

„Habe ich als Musiklehrer nicht das Recht, meinen Schülern bei mir Unterricht zu erteilen in dem Raum, der zu meiner Wohnung gehört?“

„Niemand will Ihnen dieses Recht streitig machen.“

„Also, was wollen Sie denn?“

„Geben Sie ihre Lektionen Schwarzen oder Weißen, mir ist's gleich, aber nicht Eseln, das verbiet' ich Ihnen!“

„Daraus mach' ich mir aber nichts!“

„Ich fordere Sie nochmals auf, diese lächerliche Messerei bleiben zu lassen!“

„Ich beginne Morgen von Neuem!“

„Das wollen wir sehen!“

„Es ist, als ob Sie's schon gesehen hätten!“

„Der Polizeikommissar wird Sie daran hindern!“

„Mit welchem Recht?“

„Mit dem Recht, das jeder Beamte hat, der den Verrückten verbietet, die öffentliche Ruhe zu stören.“

„Ich erteile meinen Unterricht von zwei bis drei Uhr nachmittags. Um diese Zeit schläft doch Niemand, so viel ich weiß?“

„Ob die Nachbarn im Schlafe gestört werden oder nicht, darnach frag ich nichts! Ich bitte Sie nur, mein Verbot zu beobachten, sonst könnten Sie es bereuen!“

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung mein lieber Herr Marjonet, aber ich werde mich daran nicht lehren!“

Des andern Tags um zwei Uhr begann die Lektion wieder. Während der vierundzwanzig Stunden hatte Jacquot entschieden Fortschritte gemacht, er schrie immer stärker.

Plötzlich erschien der Eigentümer in Begleitung des Kommissärs auf dem Hof.

„Im Namen des Gesetzes, halten Sie ein!“ rief der Beamte Henri zu, indem er sein Möglichstes versuchte, um den Ernst zu bewahren.

„Hör' auf, Jacquot!“ gebot Sanbémol dem Esel, „wir fahren später fort.“

„Na, Herr Sanbémol, ist es vernünftig, daß ein intelligenter Mensch an einem solchen Spaß Vergnügen findet?“

„Es ist kein Spaß, Herr Kommissär, es

ist eine Geduldsarbeit, aber immerhin eine solche, die sich bezahlt macht und mir meinen Künstlerruhm gründen hilft, wenn ich Erfolg habe.“

„Wie! Sie wollen wirklich einen Esel singen lehren?“

„Warum denn nicht? Man zähmt einen Löwen, man dressirt einen Bären, man stellt auf den öffentlichen Plätzen gelehrte Flöhe aus. Was soll Jacquot hindern, von meinen Lektionen zu profitiren?“

„Das hat man noch nie gesehen!“

„Gerade darum will ich's probiren!“

„Dann geben Sie Ihre Stunden im Stall oder auf offenem Felde, und Niemand wird Sie daran hindern. Aber mitten in Paris, im Hofe dieses Hauses muß ich es Ihnen untersagen. Diese Handlungsweise ist unerträglich. Haben Sie mich verstanden?“

„Ich weiche der Gewalt!“

„Das ist das Beste, was Sie thun können.“

Der Kommissär ging auf sein Bureau, Jacquot in seinen Stall.

Henri ließ seinem Schüler eine Portion Hafer serviren und bestieg auf dem Platz Etoile à la Villette die Trambahn; er lachte vor sich hin und schien mit sich sehr zufrieden.

„Na, wir wollen sehen, wer das letzte Wort hat!“ murmelte er vor sich hin.

III.

Aurora hatte mit ihren Rosenfingern kaum den neuen Tag aufgeblättert, da kam Meister Zanconi, ein Trödler, der den Savoyarden die Guitarren, seinen eigenen Landsleuten die Drehorgeln, und den neapolitanischen Bettlern, die Frankreich bereisen, die Schnabelpfeifen fabrizirt, in den Hof der Dünkircher Straße, einen Handlarren nach sich ziehend, auf dem eine weiße Kiste von bedeutendem Umfang lag.

„Wo wollen Sie hin?“ fragte ihn Feuillet.

„Zu Herrn Sanbémol.“

„Im Hinterhaus.“

Henri kam Zanconi entgegen.

„Ich habe Sie erwartet, ehrenwerthe Zauberflöte!“

„Da haben Sie die Bestellung, Herr Künstler!“

„Helfen Sie mir das Ding in meiner Wohnung einrichten!“

Beide packten die Kiste an den Ecken und ließen sie im Arbeitszimmer Sanbémol's nieder.

„Wann soll ich sie wieder holen kommen?“ fragte Zanconi.

„Ich werde Ihnen schreiben.“

„Dann leben Sie wohl!“

Der wackere Instrumentenmacher spannte sich wieder an seinen Karren und zog weiter.

Zwei Tage vergingen ohne Zwischenfall. Am Morgen des dritten Tages näherte sich Henri, bei geöffneten Fenstern, einer prächtigen Drehorgel — das war's gewesen, was die Kiste Zanconi's enthielt — und begann mit unergleichlicher Ausdauer die Kurvel zu drehen.

Als bald drang das Echo von der Melodie der „Glocken von Corneville“ an die Ohren der Nachbarn. Als dieses Stück zu Ende war, drückte Henri auf eine Feder des Instruments, und zugleich folgte die „Mascotte“. Dann kamen die „Schöne Helena“, die „Dragons de Villars“, der „Petit Duc“, „Gillette de Narbonne“, „Boccacio“, „Wenn ich König wär!“, kurz das ganze Repertoire des Instruments, ungefähr zwanzig Stücke.

Wie früher, sprangen die Leute an die Fenster. Einige gefühlvolle Seelen glaubten, sie hätten es mit einem Schnurranten zu thun, der auf den Höfen spielen ging, und warfen dem Musikanten Geld hin. Der Portier blieb stumm vor Wuth und sprang, ganz verwirrt durch so viele Musik, vor Henri's Wohnung, dem er die Faust entgegenstreckte. Das rührte aber Henri nicht im Geringsten; er setzte sein Konzert ruhig fort, es dauerte eine gute Stunde. Feuilletkehrte wüthend in die Portiersloge zurück: „Der Schurke bringt mich um!“ seufzte er.

An den folgenden Tagen begann das Konzert wieder um dieselbe Stunde. Die Nachbarn warfen dem Aufdringlichen kein Geld mehr hin, aber sie riefen ihm zu: „Genug!“ — Die Katzen miauten, die Hunde heulten, Feuillet geriet in Raserei, das ganze Viertel in heillose Verwirrung.

Am Samstag klopfte der Eigenthümer bei Sanbémol an, zehn Minuten bedor die Reihe an die „Glocken von Corneville“ kam.

„Sie wissen wohl, was mein Besuch be-

zweckt,“ sagte er in ernstem entschlossenem Tone.

„Ich weiß absolut nicht,“ erwiderte Sanbémol. „Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, einzutreten, bin ich bereit, es aus Ihrem Munde zu hören.“

„Nun, ich komme, Ihnen zu sagen, daß Ihr Betragen unverzeihlich ist,“ bemerkte Marjonet, indem er in einem Sessel Platz nahm, den ihm der Künstler darbot.

„Ich verstehe nicht.“

„Als ich Ihnen diese Wohnung vermietete, glaubte ich es mit einem ernstern, wohl erzogenen Menschen zu thun zu haben, und nicht mit einem . . . na, wie soll ich mich ausdrücken, um nicht unhöflich zu werden!“

„Sagen Sie's immerhin!“

„Ich sehe, daß ich mich geirrt habe. Es gibt keine Verrücktheit, die Ihnen nicht durch den Kopf spukt. Gestern war's ein Esel, den Sie schreien machten, heute ist's ein Leierkasten. Was ist's morgen? Das ist unerträglich und muß aufhören.“

„Und als ich diese Wohnung mietete,“ erwiderte nicht weniger ernst Sanbémol, „glaubte ich sie von einem ernstern, wohl erzogenen Menschen zu mietzen, nicht von einem . . . na, wie soll ich mich ausdrücken, um die Höflichkeit zu wahren?“

„Nur heraus damit!“

„... Und nicht von einem selbstfüchtigen Despoten, der entzückt ist, wenn er das Geld für die Miethe entgegennehmen kann, der aber nicht weiß, wie er diejenigen hicaniren will, die das Unglück haben, einen Vertrag mit ihm einzugehen. Ich habe als Gefährtin eine niedliche kleine Hündin, die nicht größer ist als meine Faust, und Sie haben mich gezwungen, mich von ihr zu trennen unter dem Vorwand, daß meine Hündin ein Hund ist. Da sie die Esel aus Ihrem Hause nicht verbannt haben — Feuillet ist Beweis dafür — bringe ich einen Esel herein, um mich zu zerstreuen. Aber Sie verbieten mir, Jacquot abermals zu holen, weil die Esel bisher ihr Verständniß für Musik noch nicht bewiesen haben. Ich gebe Ihnen wieder nach, um den Frieden zu haben. Nun finde ich, der Musiker, es für gut, ein erstklassiges Instrument zu besitzen, und darauf ein oder zwei Stunden pro Tag Musik

zu machen, und da wollen Sie mir verbieten, meine Lieblingskunst zu pflegen! Diesmal sind die Grenzen überschritten, ich leiste Widerstand, und ich mache Sie gleich darauf aufmerksam, daß ich mir, gestützt auf mein Recht, während der vertragsmäßigen drei Monate, sei es morgens, sei es mittags, wie es mir gefällt, ein Konzert geben werde, wie diese letzten Tage über. Es ist mir leid, wenn es Leute gibt, die kein musikalisches Gefühl haben, aber ich kann ihnen nicht helfen!"

"Aber mein Herr, alle bellagen sich! Ihr sogenanntes Konzert ist lediglich ein Nachakt, gegen mich, nicht wahr? Leugnen Sie nicht, Sie wissen, wie recht ich habe. Natürlich haben Sie das Recht zu musizieren von Morgens bis Abends, nur werden Sie mich niemals glauben machen, daß Sie Vergnügen dabei empfinden, wenn Sie eine ganze Stunde lang, ohne Noth, die Kurvel dieses Leierkastens drehen!"

"Das ist meine Sache!"

"Na, seien Sie offen!"

"Ich habe offen herausgesprochen."

"Nein."

"Doch, Aber weil Sie daran halten, wiederhole ich den Satz: Sie sind ein selbstsüchtiger Despot, der entzückt ist, wenn er das Geld für die Miethe entgegennehmen kann, der aber nicht weiß, wie er diejenigen hincaniren will, die das Unglück hatten, einen Vertrag mit ihm einzugehen."

Marjonet brach in lautes Lachen aus.

"Ich bin nicht der Despot, für den Sie mich halten," bemerkte er. "Ich wünsche nur mit Ihnen in gutem Einverständnis zu leben."

"Beweisen Sie mir das!"

"Welchen Beweis wollen Sie?"

"Lassen Sie meine Nerva kommen, und dieses Instrument wandert in den Vorort zurück!"

"Ihre Hündin?"

"Meine Hündin!"

"Gut, es sei. Und nun, leisten Sie mir einen Gefallen, damit wir die Streitigkeiten der letzten Wochen vergessen."

"Welchen Gefallen?"

"Seien Sie heute abend unser Gast!"

"Ich nehme an."

Sanbémol und Marjonet gingen auseinander, nachdem sie sich die Hand gedrückt.

Am Abend nahm Henri seinem Versprechen gemäß am Souper seines Eigenthümers theil. Der Empfang, der ihm zu Theil wurde, muß ihn sehr angeeifert haben, denn seit 8 Tagen ist Sanbémol Marjonet's Tochtermann.

Jetzt grüßt ihn Feuillet bis auf den Boden.

S. Loudier.

Auf der Gesundheitswache.

Den ganzen Tag über waren wir im selben Coups zusammengereist, und nie hatte sie weder an mich noch an einen andern Reisenden das Wort gerichtet. Mit einer unbestimmten Traurigkeit bewunderte sie die herrliche Gebirgslandschaft, die sich vor uns entrollte. Bei jeder Station zeigte sie eine fieberhafte Erregung, als wartete sie ängstlich auf etwas.

Die Unbekannte war groß, blond, blauäugig, wie die Töchter des Nordens, ihre Züge waren regelmäßig und schön. Sie mußte eine Deutsche sein oder aus dem Dänischen. Die übrige Gesellschaft setzte sich zusammen aus einem englischen Geschäftsreisenden, der alle Sprachen radebrechte und ständig von „unserm Hause“ und „unsern Wollstoffen“ erzählte; ferner aus einem französischen Ehepaar, dem die Angst auf den Gesichtern stand; endlich war ein italienischer Tenor da, der nach Mailand reiste, wo er in der „Scala“ mitsang, und zwei Amerikanerinnen, die, bevor sie eine halbe Stunde im Wagen saßen, schon mit allen ihren Nachbarn Bekanntschaft gemacht und das Ziel der Reise eines jeden erfahren hatten, ausgenommen dasjenige der geheimnißvollen Unbekannten, die sie sprechen hörten, ohne sie zu verstehen. Was mich selber anbetrifft, so erklärte ich, mit der einzigen Absicht, mich zu vergnügen zu reisen, ich verlangte nichts mehr, als meine 6 Wochen Ferien in angenehmer Weise zu verbringen.

Wir waren schon am Passage vorbei, jenem wundersamen Berg mit dem spiralförmigen Tunnel, und näherten uns der Station, als der Beamte wieder einmal in's Coups trat. Ich erwartete die gewöhnliche Meldung: „Table d'hôte in G . . .“ Statt dessen warf

der Beamte wie eine Bombe die Worte hin: „Die Herrschaften sind gebeten, an der Grenze abzustiegen, um sich einer sieben-tägigen gesundheitlichen Ueberwachung zu unterziehen.“

Im Nu war unser Wagen in einen förmlichen Turm Babel umgewandelt, worin jeder in seiner Sprache gegen diese willkürliche Maßregel protestirte. Die Amerikanerinnen schrieten: „Wie ärgerlich! Wir hätten auf dieses Hinderniß gern verzichtet!“ Der Engländer erklärte, wir seien die Opfer einer Infamie geworden, und er werde sich niemals einem solchen Befehl unterwerfen. Der Ehegatte aber sah seine Frau an mit der Miene eines verzweifelnden Verbrechers. Sofort begriff ich, daß dieses Paar schuld an der strengen Maßregel war, die uns traf.

In der That erzählte uns der Controleur, daß die französischen Reisenden durch den Telegraph von L... signalisirt worden waren, wo sie das Billet gelöst hatten, nachdem sie von Toulon kamen. Und „Toulon“ stand in großen Lettern auf ihren Koffern. Infolgedessen mußten die Franzosen mit allen, die sich im nämlichen Wagen befanden, auf die Gesundheitswache.

Die Italiener lebten damals in ständiger Angst vor der Cholera.

Es ist unmöglich, die bitteren, mit zornigen Blicken begleiteten Vorwürfe wiederzugeben, die im ersten Augenblick auf die unglücklichen Gatten niederfuhrten. Die Amerikanerinnen begannen in aller Hast damit, daß sie ihr lebhaftes Befremden äußerten; schließlich beklagten sie dieselben so sehr, daß sie ihre Vertheidigung übernahmen.

Der Sängler pflanzte sich in die hinterste Ecke des Wagens und begann Nieschälze einzathmen mit Gesten, wie sie seinem Stande entsprachen. „Jetzt verliere ich meine Stellung!“ seufzte er, „jetzt bin ich zum Ruin, zum Tod im Spital verurtheilt!“ und er schwor bei allen Heiligen und zu allen Göttheiten des Alterthums. Der Geschäftsreisende bedrohte mit der Faust das französische Ehepaar und erklärte, sein Haus werde einen Prozeß gegen es anstrengen, und es müßte dann alle Kosten, die ihm auf der Gesundheitswache erwachsen, zahlen. Der Franzose erwiderte, das gehe ihn nichts an, und ob er

denn dazu verurtheilt sei, in Toulon zu Grunde zu gehen, wie ein Hund.

„Und sehr wahrscheinlich lebendig begraben zu werden,“ fügte seine Frau weinend hinzu.

„Und was die Geldverluste anbelangt,“ fuhr der Unglückliche fort, „so hat niemand mehr verloren als ich. Ich mußte meinen Laden schließen, trotz der Waaren, die er enthielt.“

„Und unsere beiden lieben Kinder sind auf dem Friedhof!“ schluchzte die Frau.

Ein zorniger Blick des Mannes strafte sie für dieses Geständniß.

Während dieser Zeit hatte meine schweigsame Nachbarin jeden von uns voller Erstaunen betrachtet, versuchend auf unsern Gesichtszügen zu lesen, was vorging. Und sobald einigermaßen Stille eingetreten war, rief sie mir in schlechtem Französisch zu: „Was gib't's? Oh, sagen Sie es mir, bitte!“

Ich setzte mich zu ihr und that mein Mögliches, um ihr die unangenehme Neugier zu erklären. Sie nahm sie in einer Weise auf, die mich beunruhigte. Sie erblickte, indem sie auf dänisch vor sich hin murmelte: „Ein Aufenthalt von sieben Tagen! Mein Gott, da ist er schon todt!“ Und sie sank in die Wagenpolster zurück.

Glücklicherweise verstand ich dänisch, ich erbot mich, ihr nach Kräften zu helfen. Die junge Fremde schien unfähig, mehr zu reden, aber der Ton ihrer Muttersprache beruhigte sie, und sie bat mich mit flehentlichem Blick, ihr beizustehen, damit sie ohne Aufenthalt auf der Gesundheitswache über die Grenze käme.

„Ich fürchte, daß dies unmöglich ist. In dessen können Sie vielleicht beim nächsten Tunnel in ein anderes Coups gehen. Aber nein,“ fügte ich hinzu, „vor jedem Coups stehen zwei Posten.“

Der Engländer hatte seine vielen Bäckchen gesammelt und versuchte mit Gewalt in einen benachbarten Waggon einzudringen. Die Gendarmen zeigten sich jedoch unerbittlich, und was er mit dem verunglückten Versuch erreichte, war der Verlust des größten Paketes, das gerade als wir eine Brücke über einen Siefbach passirten, hinunter fiel und von Felsen zu Felsen kollerte, bis in den Abgrund,

wo es von einem wilden Bache fortgeschleppt wurde.

„Dieser Plan ist undurchführbar,“ sagte ich kopfschüttelnd, „wir sind scharf überwacht.“

„Ich werde beim nächsten Tunnel den Zug verlassen,“ erwiderte sie mit kaltblütigem Entschlusse.

„Um's Himmelswillen, gnädiges Fräulein, thun Sie das nicht!“

„Warum nicht? Es bleibt mir nur dieser eine Ausweg. Wenn ich geschickt abspringe, kann ich zu Fuß die Grenze überschreiten; wenn ich sterbe, nun, dann ist das nicht schlimmer als der Tod von...“ Hier hielt sie inne, ihre Stimme sträubte sich, den Namen auszusprechen.

Welches konnte wohl der Zweck dieser schönen fremden Reisenden sein, so fern von ihrem Vaterland?

„Gnädiges Fräulein,“ sagte ich mit einer Stimme, die noch mehr zitterte, als die ihre, „ich werde Sie im Tunnel bei der Hand halten, Gott wird Ihr Leben nicht Gefahr laufen lassen.“

Sie setzte sich mit verzweifelter Miene, indem sie murmelte: „Sie nehmen mir die letzte Aussicht...“

Die letzten Worte verloren sich, denn in demselben Augenblick umhüllte uns die Dunkelheit. Das Licht in unserm Wagen ging aus... Ich hatte der Dame wohl gesagt, ich würde sie bei der Hand halten, aber ich wagte es nicht zu thun; dafür erhob ich mich und mich zwischen den beiden Sitzen haltend, legte ich auf jeden eine Hand. So versperrte ich den Weg, es konnte Niemand vorbeigehen.

Zuerst herrschte tiefste Finsterniß, dann hörte ich das Rauschen eines Kleides, das mir anzeigte, daß sie aufgestanden war, ihren Athem fühlte ich in dem Augenblick, als sie versuchte, vorbeizugehen. Aber da spürte sie das Hinderniß, ließ einen Schrei aus und fiel auf den Sitz zurück.

Die folgenden Augenblicke verstrichen in furchtbarem Dunkel.

„Ist einer ihrer Verwandten in Gefahr?“ fragte ich, „vielleicht ein Bruder?“

Ein lebhaftes Roth überlief die sonst so bleichen Wangen der jungen Fremden.

„Nein,“ antwortete sie zögernd, „es ist kein Bruder! Aber was soll ich jetzt beginnen?“

Zimmer kam sie auf diese Frage zurück.

„Ist die Arme allein?“ fragten die Amerikanerinnen, denen ich in der Hast das Nöthigste erzählte, in der Meinung, daß sie Damen gegenüber weniger zurückhaltend wäre — aber die letzteren verstanden ja kein dänisch!

„Wenn sie allein ist,“ fuhren die Amerikanerinnen fort, „sollte sie während des forcirten Aufenthalts auf der Gesundheitswache das Gemach mit uns theilen... Sie könnten das Gleiche thun, Herr...“

„Diamond,“ stellte ich mich grüßend vor.

„Denn wenn wir einen gemeinsamen Tisch haben, würden die Befehle eines Mannes eher ausgeführt werden, und dann können wir auch mit der jungen Dame sprechen. Einen Dolmetscher müssen wir haben.“

In diesem Augenblick trat der Beamte herein, um sich nach unserem Vorhaben zu erkundigen. Wenn wir das Lazareth zu unserm Aufenthalt wählten, dann trug der Staat die Kosten unseres Unterhaltes; wollten wir aber jedes für sich sein, mußten wir ins Hotel „zur Gesundheitswache“ gehen. Der Geschäftsreisende entschied sich sofort für's Lazareth, indem er mit wilder Genugthuung schrie: „An mir soll die Regierung keinen Profit haben! Wenn sie mich mit Gewalt zurückhält, mag sie auch die Unkosten bezahlen, zum Donnerwetter!“

„Ich kann Ihre Gesellschaft nicht theilen,“ bemerkte ihrerseits die junge Dänin, „ich habe kein Geld auszugeben,“ und mit diesen Worten entfernte sie sich.

„Was soll das heißen?“ rief eine Amerikanerin. „Als sie die Fahrkarte vorzeigte, habe ich gesehen, wie ihre Börse mit Banknoten vollgestopft war.“

Sie zeigte dabei auf die Börse hin, die die Dame noch in den Händen hielt und sagte zu ihr in deutlichem Englisch: „Haben Sie denn nicht viel Geld darin?“

Die Fremde nickte traurig mit dem Kopfe. „Dieses Geld gehört mir nicht,“ sagte sie, „ich darf keinen Heller davon ausgeben. Leben Sie wohl, und schönen Dank für ihre Güte!“

Und abermals schickte sie sich an fortzugehen.

„Kommen Sie mit mir, Fräulein!“ schrie der unverschämte Engländer. „Kommen Sie, wir werden uns schon Gesellschaft halten.“

Ich war nahe daran, dem impertinenten Kerl eine Züchtigung zu verabreichen. Aber ein Blick, den ich auf die Dame warf, genügte mir, um mich davon zu überzeugen, daß sie ihn schon in respektvoller Entfernung zu halten wüßte. Indes hätte ich mich nicht entschließen können, sie in solcher Gesellschaft zu lassen. Und ich verabredete mit den Amerikanerinnen folgenden Plan: Ich verpflichtete mich, für die Kosten aufzukommen, aber die Damen würden die Dänin bitten, sie möchte mit ihnen in unser Hotel kommen, so daß die Einladung ganz von ihnen ausging und mein Name gar nicht erwähnt wurde.

Natürlich sträubte sich der angeborene Stolz der Fremden anfänglich gegen die Zumuthung. Aber man stellte ihr vor, wie schlecht es unter den Zelten bestellt war, und wie sie mit gemeinen Menschen verkehren müßte. Als sie noch zögerte, setzte eine der Amerikanerinnen hinzu: „Ueberdies sind Sie, wenn Sie hier bleiben, in der Nähe des Herrn Hamond, der dänisch versteht und Ihnen als Dolmetscher beistehen kann, wenn Sie von den Wächtern was brauchen.“

Sie blickte mich vertrauensvoll an und nahm die wohlgemeinte Offerte an.

Wir machten uns auf den Weg zum Gasthof, eskortirt von Soldaten, die mit unserer Ueberwachung betraut waren. Der Geschäftsreisende und das flüchtige französische Ehepaar wurden an einen Ort geführt, wo Baracken sich erhoben, die von Wachen umgeben waren.

Bei unserer Ankunft mußten wir ein Bad nehmen und die Kleider wechseln. Dann kam der Arzt zu uns, und eine Stunde später saßen wir alle im Speisezimmer, wo das Essen auf uns wartete.

Um mehrere Tische herum saßen Gäste, deren Appetit augenscheinlich wenig zu leiden hatte unter der Einsperrung, die allerdings in ihrem Falle so wenig notwendig war, wie im unsrigen.

„Es hätte schlimmer gehen können,“ bemerkte die älteste der Damen, „wenn der Gestank des Chlors und des Phenols nicht

wäre, könnte man glauben, wir seien zu unserm Vergnügen hier. . . Da wir jetzt beisammen sind für eine ganze Woche, ist es gut, wenn wir uns kennen. Sie heißen Hamond, mein Herr, Sie sagten es schon. Ich heiße Cormon, Mrs. Philipp Harris Cormon, und meine Nichte heißt Miß Mehetabel Tait. Ich reise, um die alte Welt zu sehen und meine Nichte dozirt die schönen Künste im Mädchenpensionat in Salistown, in Massachusetts; sie reist hierher, um in Europa die alten Meister zu studieren.“

Miß Mehetabel lächelte.

„Ich heiße Helga Jansen,“ sagte die junge Dänin, als ich ihr die beiden Amerikanerinnen vorstellte. „Mein Vater war Kaufmann in Seyland, aber schon drei Jahre gestorben.“

Fräulein Helga — welch reizender Name! — konnte vor Aufregung kaum essen. Nach der letzten Schüssel erhob sie sich und bat, mich sprechen zu dürfen. Wir entfernten uns ein wenig, dann begann sie auf dänisch: „Ich habe mich entschlossen, ein Telegramm abzuschicken; das ist die einzige Aussicht auf Erfolg, die mir übrig bleibt. Wollen Sie dieselbe aufgeben, mein Herr. Ich habe sie auf dänisch geschrieben, ich bitte Sie also, sie ins Italienische zu übertragen und an ihre Adresse zu schicken.“

Sie reichte mir das Papier hin und fünf Minuten später übergab ich die übersetzte Depesche dem Spediteur, einem Herrn, der außerhalb des Lazareths blieb, um die Commissionen zu erledigen. Ich konnte nur auf fünf Meter Entfernung mit diesem reden. Das Papier mußte, ehe er es bekam, in Carbol getaucht werden, dann reichte man ihm es mit einer Stange. Die Depesche lautete:

„Helga Jansen, auf der Gesundheitswache von C. . . an Karl Felders im Gefängniß von Bologna. Wann werden Sie abgeurtheilt? Ich bin gekommen, Ihre Unschuld zu bezeugen, aber ich werde an der Grenze sieben Tage in Quarantäne zurückgehalten.“

Drei Stunden später brachte man einen gelben Umschlag, der stark nach einer desinfizirenden Flüssigkeit roch, in den Salon, wo Fräulein Jansen die Sendung mit Spannung erwartete. Sie öffnete hastig, aber als sie sah,

n zu
t bei-
s gut,
mond,
heiße
mon,
Zeit.
und
te im
Lassa-
a die

junge
stane-
Kauf-
Jahre

Name!
Nach
o bat,
n uns
„Ich
abzu-
t auf
n Sie
be sie
so, sie
ihre

s fünf
rsetzte
n, der
Com-
ar auf
reden.
Larbol
es mit

wache
ngniß
heit?
zu be-
stehen

einen
besin-
on, wo
nung
ie sah,



Und so wurde noch an jenem Abend unsere Verlobung geschlossen.

daß es italienisch geschrieben war, gab sie mir die Depesche zum Uebersetzen. Ich las folgende Worte: „Karl Felders an Helga Jansen. Ich werde am 20. verurtheilt, wenn Sie nicht kommen, mich zu befreien. Um's Himmelswillen, kommen Sie!“

„Wann ist der zwanzigste?“ stammelte sie zitternd.

„Heute haben wir den 18.,“ erwiderte ich.

„Ach, zeigen Sie ihnen dies!“ sagte sie, auf das Telegramm weisend, „dann werden sie mich ziehen lassen. Gehen Sie, gehen Sie, setzen Sie Himmel und Erde in Bewegung für mich.“ Und sie stieß mich vorwärts.

Ich verlangte mit dem Obersten zu sprechen, aber ohne Erfolg.

„Ich halte das für eine List,“ erklärte der diensthabende Offizier.

„Wenn Sie die junge Dame sehen könnten, wären Sie vom Gegentheil überzeugt. Aber wenn man sich nun ihrer Abreise widersetzt, welche Mittheilung kann sie dann an Karl Felders ergehen lassen?“

„Eine formelle Erklärung vor Zeugen geschrieben, die an das Gericht von Bologna zu schicken wäre.“

„Gibt es hier einen Rechtsbeistand, einen Rechtsanwalt?“

Der Offizier schlug ein dickes Register auf und blätterte, um kurz zu erwidern: „Nein;“ und er schlug das Buch lärmend zu.

„Keine Verbindung mit der Außenwelt ist gestattet,“ murmelte der Beamte, als hätte er seine Lektion aussagen wollen.

„Was ist aber da zu thun?“

Der Offizier zuckte die Achseln und machte die Geste des Händewaschens, wodurch er anzeigen wollte, daß er alle Verantwortlichkeit ablehnte, dann entließ er mich.

Als ich zurückkam, traf ich den Koch des Hauses mit weißer Schürze und weißer Mütze. Es kam mir der Gedanke, daß dieser helfen könnte, aber die Hoffnung war bald vernichtet, auch er konnte das Haus nicht verlassen.

Wie nun helfen? Es blieb nur noch die Hoffnung auf den Arzt. Vielleicht konnte er was machen. Wir erwarteten ihn also mit Ungeduld, denn er besuchte uns täglich dreimal.

Den Amerikanerinnen glaubte er aufs

Wort, als sie ihm sagten, sie befänden sich wohl. Mir gegenüber äußerte er, meine Augen zeigten Fieber. Besonders aber zog Fräulein Jansen die Aufmerksamkeit des Arztes auf sich.

„Puls stark, hohe Temperatur, Haut trocken, da meldet sich das Fieber an. Die Signora muß isolirt werden, bis sich andere Symptome zeigen. Sind Sie sicher, Fräulein, daß Sie sich ganz wohl fühlen?“

Ich nahm den Arzt abseits und erzählte ihm, was ich wußte, mit dem Bedenken, daß was er dem Fieber zuschrieb, nur von einer lebhaften Angst herkam.

Es war ein kleiner, leicht zu rührender Mann.

„Die Arme, die Arme!“ rief er, „wir müssen versuchen, ihren Bräutigam zu retten!“

„Wie?“ fragte ich. Der Gedanke an einen Bräutigam gefiel mir nicht.

„Sie soll die Niederschrift machen. Ich und die beiden Damen werden als Zeugen figuriren, Sie werden übersetzen, und der Offizier kann das Papier unterzeichnen.“

„Und wem soll ich's dann anvertrauen?“

„Einem Rechtsbesessenen, den ich kenne, und dem es der Spediteur geben wird mit dem Honorar, damit er sich nach Bologna begeben und der Sitzung beizuhne.“

Dieser Plan wurde der Dame hinterbracht, und ein neuer Hoffnungsstrahl erhellte ihre süßen Züge. Sie setzte sich an den Tisch und schrieb eine Stunde lang, aber ich bemerkte, daß sie eine bittere Pflicht erfüllte. Ab und zu bedeckte sie das Gesicht mit den Händen, als müßte sie sich schämen, und ein anderes Mal überliefen sich ihre Wangen dunkelroth, und sie machte sich eiligst wieder an die Arbeit.

Die Damen und der Arzt unterzeichneten als Zeugen. Dann übergab mir Fräulein Helga das Papier. Mit gesenktem Haupte reichte sie mir eine Rolle Banknoten hin und eine Uhr, indem sie mit ersticker Stimme flüsterte: „Sie müssen auch das mitschicken, das sind die rechten Beweise!“

Dann verließ sie der Wuth, und die Arme sank schluchzend auf einen Stuhl. Die Damen umringten sie in ihrem Zimmer, tröstend und liebevoll.

„Jetzt haben Sie gethan, was in Ihren

Kräften stand, liebe Kleine," sagten sie, "Herr Hamond wird den Rest besorgen."

Bald darauf hatte ich die Genugthuung, das in der gesetzlichen Form abgefaßte Schriftstück mit Geld und Uhr und der die Kosten des Rechtsbeistandes deckenden Summe abzuschicken.

Als ich zurückkehrte, kam mir Mrs. Cormon auf den Fußspitzen entgegen, um mir mitzutheilen, Fräulein Jansen sei eingeschlafen. "Das arme Geschöpf!" sagte sie. "Man könnte glauben, sie habe schon lange nicht mehr geschlafen."

Miß Mehetabel erhob ihren Kneifer und ließ ihn zwischen den Fingern spielen, indem sie bemerkte: "Diese Geschichte ist ein wahrer Roman. Jetzt braucht der junge Mann, der angeklagt ist und freigesprochen wird, nur zu kommen und um die Hand von Fräulein Helga anzuhalten, und man wird sagen können: „Ende gut, alles gut!“"

"Vielleicht ist er ihr Verlobter gar nicht," erwiderte ich ziemlich brüsk.

"Hat Sie Jhaen denn nicht gesagt, er sei nicht ihr Bruder?" fuhr die Amerikanerin fort, indem sie den Kneifer an seinen Platz setzte, um mein Mienenspiel besser zu beobachten. "Ich wüßte übrigens nicht, welcher Art die Beziehungen zwischen einem jungen Mädchen und einem jungen Manne sein könnten, wenn der letztere weder ihr Bruder noch ihr Verlobter wäre."

"Vielleicht ist es ein Freund oder Better?"

"Ich halte die Anhänglichkeit an einen Better oder Freund für nicht so mächtig, daß ihretwegen ein armes Mädchen die Reise allein durch Europa anträte und in solchen Kengsten lebte."

Vier Tage verstrichen mit einer Langsamkeit, die uns zur Verzweiflung brachte. Ich erhielt weiter nichts, als eine Depesche des Rechtsbeistandes, die lautete: "Zeitig angekommen. Urtheil übermorgen." Wir konnten den Tag kaum erwarten. Ich strengte mich vergebens an zu lesen und zu schreiben. Meine Augen richteten sich unwillkürlich ohne Unterlaß auf dieses schlanke, schöne Mädchen, und ich versuchte in den tiefen Augen die Gedanken zu errathen. Was wünschte sie? Was verstand ihn mit ihr? War er der Hin-

gebung würdig, die sie für ihn bezeugte? Beständig kamen mir die Worte des Schriftstückes, das ich übersetzt hatte, ins Gedächtnis: "Ich, Helga Jansen, hieß es dort, erkläre hiermit, daß die Anklage gegen Karl Felders ungerecht ist. Der wahre Schuldige befindet sich in T. . . ., in Friesland, zu krank, um reisen zu können. Zum Beweise schickt er Uhr und Banknoten, die er nach Friesland gebracht. Wenn diese Versicherung nicht genügt, um die Unschuld des Angeklagten zu beweisen, ist das versiegelte Papier, das sich in diesem befindet, zu lesen; aber Helga Jansen vertraut auf die Milde der Richter, da der Schuldige auf dem Punkte steht, sein Urtheil von einem Gerichtshof zu hören, der über dem irdischen steht." —

Der Inhalt des versiegelten Papiers ist mir so heilig, wie dem Leser. Er soll auch hier verschwiegen bleiben. Die Arme mußte einen schrecklichen Kampf durchgelämpft haben, ehe die Gewalt der Pflicht sie dazu zwang, ihren sterbenden Bruder zu verurtheilen, um seinen früheren Kameraden zu retten.

Je mehr ich sie betrachtete — und ihr Schicksal allein interessirte mich an jenen unangenehmen Tagen der Haft — desto mehr bewunderte ich die Gradheit und Noblesse ihres Wesens, das Gerechtigkeit und Pflicht über jede andere Erwägung stellte.

Am 4. Tage lief eine Depesche ein folgenden Inhalts: "Karl Felders frei. Unschuldig."

Ein befreiendes Licht verklärte die Züge von Fräulein Jansen, während ich ihr diese Worte übersetzte. Sie glich einem Menschen, dessen Sendung erfüllt ist. Ehe ich mich dessen versah, hatte sie meine Hand ergriffen, und während sie dieselbe sanft küßte, flüsterte sie auf dänisch: "Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Sie haben mir geholfen, eine Pflicht der Gerechtigkeit zu erfüllen."

Ich fühlte ein Zittern durch meine Glieder und zugleich etwas wie eine Enttäuschung. Ich wußte, daß ich liebte. Aber sie hätte, wenn sie dasselbe Gefühl gehabt hätte, nicht so handeln können. Ich seufzte und wußte vor Verlegenheit kaum zu reden.

"Glauben Sie nicht, Fräulein Jansen, daß ich, indem ich so handelte, große Verdienste

habe, ich hätte ja nicht anders gekonnt... ich bin glücklich, daß... es so gut... geendet hat..."

Die Worte schienen mich ersticken zu wollen, und sie schienen unangenehm berührt durch den kalten Ton, in dem sie gesprochen waren.

"Ich nehme an," fügte ich bei, "daß ihr Herr... — mit Mühe brachte ich den Namen heraus — Freund sich bald Ihnen anschließen wird."

"Ich hoffe nicht, ich wünsche gar nicht, ihn zu sehen. Sobald man mich ziehen läßt, lehre ich wieder nach Hause zurück, glücklich, Herrn Felders, was ich befürchtete, nicht begegnet zu sein."

Vielleicht sah sie den freudigen Hoffnungsstrahl, der über meine Büge glitt, und wie sich mein Gesicht röthete. Da ich aber jetzt nicht sprechen wollte, verließ ich sie auf der Stelle. Als wir uns beim Essen wieder trafen, waren beide ruhiger und so glücklich, daß uns weder der Chlorgestank der Suppe, noch der von Theer gesättigte Duft des Fleisches unangenehm schienen.

Nun verstrich die Zeit zu schnell. Jeder Augenblick brachte die Stunde näher, wo ich Fräulein Jansen verlassen mußte. Ich las dänisch mit ihr und unterrichtete sie im Englischen; es war eine reizende Schülerin, eifrig und voller Ernst.

Der siebente Tag kam heran. Der Arzt machte seinen letzten Besuch. Fräulein Jansen dankte ihm aufs Angelegentlichste für den Theil, den er an dem guten Werk gethan hatte, dann verließen wir die Krankenstätte, wir waren wieder frei.

Im selben Augenblick trat plötzlich ein blonder, junger Mann auf uns zu; er ergriff hastig Fräulein Jansen's Hand und rief: "Helga, Helga! Endlich treffe ich Sie. Zwei Tage wartete ich hier in der Hoffnung, Sie wiederzusehen!"

Sie erschien verblüfft, blieb aber kalt und erwiderte ruhig: "Ich bin froh, zeitig zur Stelle gewesen zu sein, trotzdem man mich zurückhieft."

"Oh! Helga, wie schön war das von Ihnen, daß Sie gekommen sind!"

"Es war der Wunsch des armen Hans, er konnte nicht selbst kommen."

"War es nicht... War es nicht aus Interesse an mir?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

Jedes Wort nagelte sich in meinem Gehirn fest, und ängstlich erwartete ich die Antwort. Das Mädchen erbleichte und sagte mit einer Bewegung, die dem jungen Manne das Näherkommen zu verbieten schien: "Ich habe lediglich aus Pflicht gehandelt. Es wäre mir unmöglich gewesen, glücklich zu leben, derweil ich wußte, daß mein Feind, selbst der grausamste, unschuldig leiden mußte, in Folge eines meinerseits ungesprochenen Wortes. Leben Sie wohl, Karl Felders!"

Obwohl ich glücklich war, daß ich sie mir zuwenden sah, als wollte sie meinen Beistand ersehen, so bemitleidete ich im Innern doch Karl Felders, der sich traurig entfernte und bald in der Menge verloren war.

"Ich bedaure, Ihnen diese Begegnung nicht erspart zu haben," sagte ich zu Fräulein Jansen, die an meiner Seite stand, "aber ich kannte ihn nicht."

"Das konnte nicht verhindert werden. Aber ich bin zufrieden, daß es so zu Ende ging... Ach, Herr Hamond! Karl Felders ist nicht ganz unschuldig; wenn mein Bruder ihn nie gekannt hätte, wäre er nie gefallen. Aber reden wir nicht mehr von Karl, ich habe meine Pflicht gethan, und alles ist jetzt vorbei."

Und mit einer Handbewegung schien sie die furchtbare Tragödie entfernen zu wollen, deren Last sie bedrückte.

Die beiden Amerikanerinnen erschienen jetzt auf der Bildfläche, gefolgt von einem Dienstmann, der mit den stark nach dem Lazareth duftenden Taschen und Tüchern beladen war.

"Ach, trifft man Sie endlich?" rief Mrs. Gormon, "wir haben uns entschlossen, das Studium der alten Meister während der Choleraperiode aufzugeben. Wir werden ein oder zwei Monate in der Schweiz verbringen und reisen also mit demselben Zug wie Fräulein Jansen. Selbstverständlich kommen Sie mit, mein Herr?"

"Ich glaube nicht," erwiderte ich, "ich gehe nach Venedig, und verbringe dort einige Wochen."

Sah ich recht? Ich glaubte wahrzunehmen,

wie Fräulein Helga leicht enttäuscht schien. Auf jeden Fall hielt ich es für gut, sie ein-
weilen bei Mrs. Cormon zu lassen. Ihre
Adresse befand sich ja in meinem Notizbuch,
und ich hatte die Erlaubniß, ihr zu schreiben.
Ich profitirte nicht davon, denn nach drei
oder vier Tage Aufenthalt in Venedig trieb
es mich nordwärts.

Eine Woche später war ich der gut auf-
genommene Gast der stillen Wohnung, wo
Helga lebte (jetzt meine Helga) mit ihrer
Mutter, der gütigen, milden, dänischen Kauf-
mannswittwe. Eines Abends, nachdem ich
Helga beobachtet hatte, während sie den häus-

lichen Arbeiten nachging, den Thee für ihre
Mutter gebrant und den sterbenden Bruder
(welcher von Tag zu Tag schwächer wurde,
aber als reuiger Sünder in den Tod ging)
gepflegt hatte, richtete ich an das Mädchen
die für unser Glück entscheidende Frage.

„Sie wissen alles,“ erwiderte sie, „wenn
Sie nicht glauben, daß ich durch ihn, und
dabei zeigte sie auf das Zimmer des armen
Kranken, Ihnen Schande bringe, dann gehöre
ich Ihnen!“

Und so wurde an jenem Abend noch unsere
Verlobung geschlossen. H. de Fonseca.

Jahresübersicht.

Hier möchten wir unsere Leser ein wenig
durch das Panorama führen, welches die
Geschehnisse des letzten Jahres darstellen.

Rosenberg.“ Als Spitzbube muß der den un-
übertrefflichen Humberts noch überlegen sein:
er war, als die Polizei zu Besuch kam, längst



Königin Draga.



Alexander I, König von Serbien.

Ermordet in der Nacht vom 10. auf den 11. Juni 1903.

Ganz zu Anfang aller Wunderdinge sei der
„größte Schwindel des Jahrhun-
derts“ erwähnt, die famose „Affäre
Humbert“, die so vielen Journalisten
und Feuilletonisten eine treffliche Milchkuh
ward! Der abgefeimste Betrug zeigte sich da
inmitten bald komischer, bald tragischer Mo-
mente. Und kaum hatte man sich davon erholt,
da spuckte ein anderer Skandal in der Presse,
nicht weniger grotesk als der vorhergehende,
handelte es sich doch um die eigenthümlichen
Manipulationen eines gewissen „Kanonikus

auf und davon, und als man schließlich der
Welt verkündete, der lizye Flüchtling sei, im
Innern Asiens, in klösterlicher Einsamkeit
aufgespürt worden, da wurde der nach Frank-
reich Transportirte als ein ganz harmloser
Doppelgänger Rosenbergs erkannt! Komö-
dienschreiber, Ihr seid besiegt!

Die Skandale beschränkten sich übrigens
nicht auf die bürgerliche Welt. Die Kron-
prinzessin Louise von Sachsen vergaste sich
bekanntlich in einen schmucken Hauslehrer,
und ihr Bruder, ein Erzherzog, ging mit